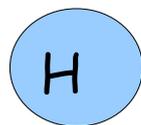


Honest Schempp

INDIANER
SOMMER

MINIATUREN
Aus der Inselstadt



C 2006 Honest Schempp
Alle Rechte vorbehalten

Honest Schempp

INDIANER- SOMMER
Miniaturen

DAMALS

Es muss eine Zeit gegeben haben, die noch nicht die meine war, die aber in meine Zeit herüberreichte und sie färbte mit der Vorfarbe, die unter dem späteren Anstrich zu Vorschein kam, mancherorts, unvermutet. Die ihr ein später verlorenes Aroma verlieh als Hinterlassenschaft und Bestätigung ihres Gewesenseins. Denn später wurde sie abgelöst, unmerklich, durch jenen Prozess, den *Erosion* zu nennen man übereingekommen ist. Ein Begriff, nicht nur geologisch anwendbar; nein- gültig auch für Lebensformen, für kulturelle Seinsweisen und ihre Manifestationen in Literatur, Kunst und Musik. Sichtbar geworden auch in den der Zeit adäquaten Gehäusen- seien es nun Villen entlang eines idyllischen Sees, Bauernhöfe in einem ewiggrünen Hügelland oder Mietskasernen in Blicknähe rauchender Schloten...

Diese *Andere Zeit* ging dem Abschnitt voraus, den ich als *Meine Zeit* erinnere, die mich umgab als Luft und Duft und Licht und Laut. Doch hat sie sich nicht unversehrt erhalten – auch nicht in der verklärenden Rückschau. Die Spuren der Erosion sind allenthalben zu finden, wie sie ja auch den Menschen nicht auslässt – weder an Leib noch Geist noch Seele. Merkwürdig aber doch, dass für mich, den jetzt Alten, der von sechs Enkeln als Großvater angesehen und so gerufen wird, diese ferngerückten Jahre, als ich selbst Enkel und ein gütiger alter Mann mein Großvater war – dass diese Jahre um so vieles näher sind als die sogenannte Gegenwart, die vor allem eines nicht mehr kennt, was es damals in jedem Winkel gab:

Zauber.

Vielleicht gelingt es mir, für die, denen ich diese Blätter widme, ein wenig von diesem Zauber lebendig werden zu lassen. Und wenn ich auch, dem Philosophen zufolge, gehalten bin *die Nüchternheit einer ent-zauberten Welt auszuhalten*, so kann mir doch keine Ödnis und Leere irgendeiner noch so gepriesenen Jetztzeit das Glück verleiden, für das die Metapher *Damals* steht.

DAS HAUS

Großvaters Haus stand nicht vorne an der Straße: es war etwas zurückgesetzt. Aber es hatte einen vorwitzigen Würfel am Bein, den wir *den Laden* nannten; denn dieser Vorbau hatte zwei Schaufenster und dazwischen eine Tür. Er gehörte zur Autowerkstatt im *Hinterhaus*.

Unser Haus war stattlich und stand da in seinem blassen Grün mit den dunkelgrünen Holzläden, drei Stockwerk hoch. Im Sommer gab es Geranien vor den Fenstern und von der Seite hatte sich ein Weinstock herauf gerankt, dessen Beeren, sobald sie sich dunkel färbten, von den Vögeln genauso feuchtmäulig vertilgt wurden wie von mir, dem Bub. Freilich kamen die Gefiederten leicht an die Beeren; ich dagegen war noch zu klein. Man konnte die Trauben am besten von der Altane aus erreichen, die eigentlich das Dach des Würfels bildete und mit einer dicken Kiesschicht bedeckt war. Gesichert war die Altane durch ein wunderlich verschlungenes Geländer, das auf der Hausseite dicht vom Wildem Wein überwachsen war.

Auf der anderen Seite war ein neugieriges Geißblatt heraufgeklettert und hatte sich mit dem Geländer befreundet. Beide Gewächse waren mir vertraut. Der Wildwein hatte rote Blattstiele und die Blätter selbst färbten sich zum Sommerende tiefrot. Dann waren auch die schwarzvioletten Beerenträubchen reif. Sie waren bei den Amseln so begehrt, dass es im Laub immer von Vögeln raschelte.

Das Geißblatt auf der anderen Geländerseite hatte rotglasige Beeren, die für Menschen giftig waren. Die Vögel kümmerte das nicht – sie vertilgten diese appetitlichen Kugeln. Zur Blütezeit, wenn das Geißblatt abends zu duften begann, hatte ich schon Schwärmer in der Luft stehen sehen, die ihren gekrümmten Rüssel ausrollten und damit in die Blüten tauchten

Der Kiesbelag auf dem Boden wurde im Sommer so heiß, dass ich mir barfuß die Sohlen verbrannt hätte. Dem Mauerpfaffer, der Fetten Henne und der Hauswurz, die aus dem Kies wuchsen, machte das aber nichts: sie gediehen.

Nur die riesigen Amarylliden, die gegen die Straße zu in großen Holzkübeln standen, mussten gegossen werden.

Auf dieser Altane fühlte ich mich die ersten Jahre meines Lebens geborgen und aufgehoben. Ist die Altane in der Erinnerung mit Licht und Wärme und Sommer verbunden, so herrschte im Haus immer ein bisschen Dämmerung. Wie das Kernhaus im Apfel, war das Stiegenhaus mit seinen hölzernen Treppen das eigentliche Zentrum. Ich liebte dieses Treppenhaus, auf dessen Geländerabschnitten man so wunderbar abwärts rutschen konnte. Nachts freilich war es dort stockfinster; nur eine Petroleumfunsel mit Glaszylinder verbreitete schweigend ein dürftiges Licht. Und wenn Großvater, der alte Mann, zu Bett ging, schraubte er den Docht noch weiter herunter. Morgens wurde die schwere Eichentür mit dem großen schmiedeeisernen Schlüssel aufgesperrt. Bei schönem Wetter blieb sie den Tag über geöffnet, festgehalten durch einen eisernen Hakenstab, der in eine Ringöse gesteckt wurde.

DER ALTE MANN

Großvater war der einzige Mann in der Familie, denn der Sohn war eingezogen worden und nur selten *auf Urlaub*. Dann freilich war dieser Werner der Gegenstand meiner Bewunderung und Anhänglichkeit, besonders, wenn er sich vor dem Küchenspiegel rasierte, die Backen aufblies und den rötlichen Stoppelbart säuberlich abschabte. Großvater stand auf meiner Seite, wenn Mutter die Hand ausgerutscht war. Er konnte Streit nicht ertragen. Wenn seine *Weiber* ihn maßregelten, zog er sich in den Speicher zurück und beschäftigte sich dort mit so faszinierenden Dingen wie Holzspalten, Messerschleifen oder Werkzeugschärfen.....

Er hatte geschickte Hände, wenn auch nicht für die feinsten Arbeiten. Beim Laufen zog er ein Bein etwas nach, und wenn er in der Zeitung las, setzte er seinen *Zwicker* auf die Nase. Zur Arbeit ging er einfach über den Hof. Dort war das überdachte Tankhaus mit den beiden Benzinpumpen.

An der Frontmauer stand in riesigen Lettern das Wort *LEUNA*, dessen Wort- und Klangbild mir bald vertraut war. Großvaters Tankstelle war die eine der beiden Tankstellen auf der Insel, und wenn am Tag ein Auto getankt hatte, war man zufrieden. Waren`s aber zwei oder gar mehr, so sprach man abends von einem *guten Geschäft*.

Die Straße war damals so schwach befahren, dass für den Knaben keine Warnung vonnöten war. So dehnte ich meine Erkundungsgänge allmählich immer weiter aus. Gleich um die Ecke fing die große Mauer an, die den Stiftsgarten gegen die Straße abschirmte. Diese Mauer war alt, verwittert, schmutzfarben und von Schründen zerklüftet. Etwa ein halbes Hundert Schritte von der Tankstelle entfernt war ein Stück Putz ausgebrochen. Diese Vertiefung lud mich ein, ein kleines Steinchen hineinzulegen und ein flaches Stöckchen davorzustellen. Von da an hatte ich ein *Geheimversteck*. Die großen Leute gingen daran vorbei, ohne es zu bemerken.....

Bei Regenwetter mochte ich mein Versteck nicht besuchen. Lieber sah ich Großvater beim Tanken zu: Fuhr ein Auto heran, so gab er durch Zeichen Anweisung, wo anzuhalten wäre. Dann gab der Fahrer seinen Wunsch bekannt. Der Tankdeckel wurde abgeschraubt, der Einfüllstutzen mit quergestelltem Verschlusshahn eingeführt. Dann pumpte Großvater über den Hebelmechanismus fünf Liter des hellblauen oder rosafarbenen Treibstoffs in den oberen Glaszylinder, kontrollierte an der Strichmarke die Füllung und öffnete dann das Sperrventil, worauf der Treibstoff eilig im Schlauch verschwand und, zur offensichtlichen Zufriedenheit des Fahrers, im Autotank ankam, um von dort aus seinen Dienst zu tun.

War das Fahrzeug abgefahren, so holte Großvater ein braungläsernes Apothekerfläschen, um ein paar im Schlauch verbliebene Resttropfen da hineinzuretten.

PFERDE – SAGA

Älter geworden, erkundete ich die Mauer in ihrem leicht gekrümmten Verlauf. In der Höhe des Pelzgeschäftes fand ich kräftige, angerostete Eisenringe in der Mauer, die wohl noch heute da sein werden, auch wenn sie der großblättrige wilde Wein längst überwuchert hat. Auf meine Fragen erklärte man mir, dass früher hier in der Fischergasse ein Schmied gewesen sei, der doch in die Schmiedgasse gehört hätte. Dieser Mann konnte noch Hufeisen schmieden und Pferde beschlagen, die man an eben diesen Ringen festgebunden hatte. Auch Großvater, der ja ein uralter Mann war, und früher, vor der Benzinpumpe eine Fuhrhaltere mit Rössern und Kutschen gehabt hatte, hat seine Pferde, wenn nötig, hier besohlen lassen

Aus dieser Zeit waren ein paar Relikte geblieben, die mein Auge und meine Phantasie beschäftigten: Zwei dunkle Hufe standen geheimnisvoll hoch auf einem Schrank im dämmrigen Flur, und die polierten Hufeisen erweckten in mir die Vorstellung, sie seien zwei Sonntagshufe, die ein Rösslein am Feiertag tragen würde. Auf dem roten Rupfen im Treppenhaus hingen zwei Bilder.

Auf dem einen ritt, umringt von allerlei Kleinkram, der mir keinen Eindruck machte, in aufrechter Paradehaltung mit gezogenem Degen, in voller Montur und einem Helm mit wehendem Busch Großvater vorüber, jünger als jetzt, und das Gesicht lächelnd hergewendet. Das Pferd, das so elegant vorbei galoppierte, war fast schwarz und das Licht spielte auf seinem schweißnassen Fell. Es war gewiss weit und schnell gelaufen, um seinen Reiter rechtzeitig zum Abendessen heimzubringen; denn Großmutter hatte schon vor einer Viertelstunde ihr *Johann* gerufen und es soeben dringlich wiederholt ...

Erst sehr viel später entdeckte ich, dass Großvaters Gesicht einfach auf den bunten Druck geklebt worden war – wie hätte der hinkende Mann je so reiten können? Auf dem anderen Bild ging es hoch her: etliche gelbe Kutschwagen sausten da in eiliger Fahrt von rechts nach links, vorangerissen durch zwei, vier oder gar sechs schlanke Gäule in vollem Galopp. Sie gaben ihr Äußerstes, das sah man, wurden sie doch angetrieben von den knallenden Peitschen gelbgewandeter Kutscher, die ihre Paketpost so schnell wie möglich transportieren mussten. Sie fuhren, wie zu lesen war, im Auftrag der Firma *Thurn und Taxis*. Das jedenfalls erhielt ich auf meine Frage als Antwort.

Ja die Pferde! Wo jetzt im *Hinterhaus* die Autoreparaturwerkstatt war, zu deren Betreiber kistenweise Wein gekarrt wurde, standen zuvor irgendwann die Rösser, deren etliche ebenso wild und ungebärdig gewesen sein mussten wie der Rossknecht mit dem fremd klingenden Namen *Czaschka*, dessen Legende sich durch fast zwei Jahrzehnte gehalten hatte. Gewiss waren die Pferde, die der Knecht vor die Wagen spannen musste, viel größer als das Schaukelpferd (mit echtem Fell überzogen und mit einem Sattel und Riemenzeug ausgestattet) auf dem ich um die Weihnachtszeit reiten oder richtiger: schaukeln durfte.

BESUCH

Zu den Pferden gehörten Kutschen, die in ein paar Boxen untergebracht wurden, wo später Autos parkierten. Die *Chaisen* stammten aus Biberach. Und der Geschäftspartner jener *Pferdezeit* kam noch immer all die Jahre später einmal im Frühsommer zu Besuch. Man konnte ihn leicht erkennen, denn niemand sonst getraute sich, die Klingel so barbarisch zu malträtieren, dass das ganze Haus in Aufruhr geriet und Großmutter aus ihrer Lethargie aufgescheucht und zu dem Ausruf *Jesses, der Ottenbacher!* veranlasst wurde.

Der kleine adrette Mann mit dem auffallenden Dialekt, den dunklen lebendigen Augen, dem Kugelkopf und Kugelbauch, der Weste samt Uhrkette und roter Krawatte trug, wurde mit Rotwein und einem Vesper willkommen geheißen und war ein heiterer Gast, voller Neuigkeiten, Sprüche und Redensarten, über die man lachte, die ich aber nicht verstand.

Nur an einen Besuch erinnere ich mich noch immer: eines Sommernachmittags riss es wieder einmal an der Glocke, und Großmutter's Ruf *Jesses, der Ottenbacher!* klang durch den Flur. Jener - denn er war es - hatte schon den schattigen Flur betreten und die Stimme für die meines Großvaters genommen; denn er begrüßte den vermeintlichen *alten Schempp* mit der vertraulichen Frage: „Freynd, ka ma bei dir amol seuche?“

DIE MAUER

Wenn ich aus dem Haus trat und den Blick geradeaus richtete, gewahrte ich jenseits der Straße die riesige Steinfront des Stadttheaters. Früher sei es eine Barfüßerkirche gewesen hieß es - ein Name, der mich immer an Sandalen denken ließ und mir kalte Füße machte. Die jetzt zugemauerten Laibungen der Spitzbogenfenster erinnerten an diese Zeit. Nachts wurden entlang der drei streng verschlossenen Seitentüren Laternen entzündet bis ein Theaterstück oder Konzert beendet war und die Leute sich verlaufen hatten. Dann blieb nur noch die Notbeleuchtung an, die üblich war an den Tagen ohne eine Aufführung. Ich hatte oben im Haus mein Bett, und durch die abwärts gerichteten Lamellen der grün gestrichenen Läden, die nachts geschlossen waren, drang der Lichtschein dieser Beleuchtung gefiltert und mild herauf. Manchmal, vor dem Einschlafen, ließ sich der Schritt eines späten Nachtschwärmers vernehmen, der leise begann, an Lautstärke zunahm und dann wieder verebbte. Die schlaftrunkenen Augen des Knaben, der ich damals war, verfolgten dabei an der Decke des kleinen Schlafzimmers das rätselhafte Schauspiel des wandernden Schattens der Figur auf der Straße, der sich an der Decke unbegreiflicherweise in der entgegengesetzten Richtung bewegte als es den Schritten zufolge hätte sein müssen ...

Wenn man also aus dem Haus getreten und bis zur Straße gegangen war und dann nach rechts bog, fing nach ein paar Metern die Mauer von Göser's Garten an. Sie war lang und hoch, nicht zu erklimmen, unüberwindlich, vielfach geflickt; und sie war rot. Eine rote Mauer, lang, lang, inmitten der Stadt! Und was für ein Rot! Nein, das war kein Rot, das man mit einem Wort erledigen konnte, wenn man an reife Äpfel denken musste, an Erdbeeren, Himbeeren, an Bahnschranken oder Fahmentuch. Auch Dachziegel konnten ein solches Rot aufweisen, wenn sie zerbrochen und als Farbstücke zu gebrauchen waren. Dass manche Stellen wie verkrustetes Blut aussahen, wusste ich damals noch nicht, nur *das*: die Mauer meiner Kindheit war rot, rot, rot!

Diese Mauer machte weit vorne einen Knick und schob sich schweigend am Brunnen vorbei, der Tag und Nacht aus zwei langen abgegriffenen Bronzeröhren bleistiftdicke Strahlen wunderbaren Wassers in den riesigen Sandsteintrog spie. Beim Brunnen verhielt die Mauer kurz und unterbrach ihre Gegenwart für die Länge eines hohen, geschmiedeten Gartentors, um sich dann farblos geworden, nach rechts zu wenden und die sanft ansteigende Gasse hinaufzukriechen, wobei sie mit der Entfernung vom Tor zugleich mein Interesse einbüßte.

Diese Mauer umschloss *GÖSERS GARTEN*, der gegen unser Haus zu von einem Drahtzaun begrenzt wurde, vor dem eine stattliche Reihe von Spalierbirnbäumen in Reih und Glied standen. Zur Reifezeit kam es vor, dass eine wurmstichige Birne abgefallen war; dann schlüpfte die schmale Knabenhand durch die großen Drahtmaschen und bugsierte die goldgelbe Frucht vorsichtig unter dem Zaun durch herüber auf eigenen Grund und Boden. Das klopfende Herz und das schlechte Gewissen waren ein angemessener Preis für Süße und Saft ...

NACHBARSCHAFT

Eines Tages sah ich drüben im Garten einen Buben fast meines Alters, den man *Hubert* rief. Nach einer Unterhaltung quer durch Zaun, Blätter und reife Birnen wurde ich aufgefordert, den Zaun, die Grenze, zu überwinden und hinüberzukommen ...

Das war der Beginn einer langwährenden Freundschaft.

Ich stand damals zum ersten Mal auf der anderen Seite, in *Gösers Garten*. Nach und nach wurde mir bewusst, dass das bedeutete: dieser Garten gehörte Huberts Großvater, dem *alten Göser*. Der war ein heiterer Mann mit einer etwas scharfen Stimme, einer blitzenden Brille, die er nie abnahm, und einer riesigen rötlichen Nasenkartoffel, von der die Sage ging, sie sei mit Rotwein gefüllt. Das war glaubhaft wenn man die zahllosen Flaschen bedachte, die voll kamen und nach und nach geleert wurden. Eine Zeitlang standen sie gelangweilt herum; dann waren sie eines Tages plötzlich verschwunden und durch neue, volle ersetzt.

Nur selten sah man den *alten Göser* im Garten. Der war das Reich der schlanken, kleinen alten Dame, die in der *Villa* wohnte, dem wunderbaren Haus. Noch immer sehe ich die schwarz glänzenden aufmerksamen Augen auf mich gerichtet, das schöne gealterte Gesicht von einem dunklen Haarhelm umrahmt. Noch immer kann ich mir die melodische Stimme ins Gedächtnis rufen, mit der sie ihre zahlreichen Katzen zur Mahlzeit rief oder ermahnte; die Erinnerung will, dass diese Stimme mit einem kleinen fremden Akzent spricht. Diese dunkel gekleidete Frau war Huberts Großmutter, die Herrin der Katzen und des Gartens, in dem sie aber nur selten anzutreffen war. Den *alten Göser*, ihren Mann, hatte man ein paar hundert Meter weiter stadtauswärts zu suchen, wo er seinen Uhrmacherladen hatte, in dem die hundert kleinen und großen blitzenden Uhren um die Wette tickten mit einem Geräusch wie ein Trupp Wildpferde (im Film hatte ich solche gesehen), die im Corral kreisend ihre Bahn zogen. Und allesamt, groß und klein, fingen an zu schlagen, beeindruckend besonders zur vollen Stunde, wenn die tiefen Röhrenklänge der großen Standuhren das Konzert würdig dominierten. Ein schwerer Vorhang trennte das Ladengeschäft von der Werkstatt. Durch dieses Stück Tuch erschien oder verschwand der Meister, und es war ein Vergnügen, an den Scheiben der Auslagen entlang zu gehen und durch die großmaschigen Gardinen den *alten Göser* oder *Herrn Franz* bei ihren Reparaturen zuzusehen. Sie hatten die Lupe ans Auge geklemmt; auch am helllichten Tag arbeiteten sie beim Schein einer elektrischen Birne ...

Das war die Göser – Welt. Die andere wies in die Bäckerei. Dort war Heimat und Herkunft von Huberts Mutter. Man konnte, wenn die Tür offenstand, zuschauen, wie die Klapptüren zu den Backöfen gekippt und die großen Brote mit der langen Backschaufel geholt oder eingeschossen wurden. Vorne im Laden, an der Straße langen dann die feinen Dinge, nach denen einem das Herz stand, die aber ohne Geld nicht zu haben waren.

Holte ich den Freund nach dem Mittagessen ab, so lag meist der andere Großvater, der alte Riesch im Fenster, mächtig wie ein riesiger Brotlaib, die Ellbogen weit gespreizt, eine lange Hängepfeife im Mund, die gelblich verfärbten Augen auf das *Publikum* gerichtet. Dann konnte es sein, dass ein kurzes Gespräch ablief, das immer gleich ausfiel, etwa so:

„So, Josefle, geht`s gut?“

„Ich heiße nicht Josef!“

„So, Josefle, du heißt nicht Josef? Ja, wie heißt du denn dann?“

„Ich heiße Hans!“

„So Josefle, du heißt Hans... dann muss ich ja *HANS* zu dir sagen, Josefle...“

Es war aussichtslos, aber man konnte dem alten Riesch nicht böse sein.

FREUNDSCHAFT

Mit der Freundschaft zwischen Hubert und mir hatte es eine besondere Bewandnis; denn so, wie ich in seinen Garten durfte, sogar ohne dass er da war, konnte er zu uns herübersteigen und in unseren Speicher gehen, der hinter dem Wohnhaus lag. Dort stand ein riesiger Schraubstock wie ein schweigsamer Storch auf einem langen Eisenbein am Anfang der Hobelbank. Im Schrank daneben war Werkzeug; es gab Blech, Holz und Ideen. Ich bastelte viel; und was ich Hubert zeigte, das wollte er auch. Das war etwa ein Schiff, das man im Schulbrunnen schwimmen lassen konnte. Dann entstand ein einfacher Doppeldecker, den man, mit einer Schnur an einem Stock befestigt, richtig fliegen lassen konnte. Aber unentbehrlich wurde der Schraubstock erst, als Luggi dazukam und wir Indianer wurden. Drei Indianer sind ein Stamm. Einen Indianerstamm ohne Häuptling gibt es nicht. Weil jedoch jeder Häuptling sein wollte, wurde unser Stamm der erste Stamm, der nur aus Häuptlingen bestand.: Eviva – oh!

Indianer sind leicht zu erkennen: sie tragen, zumal als Häuptlinge, einen Federschmuck auf dem Haupt, der von ihrer Squaw angefertigt wird. Nichts sprach dagegen, dass meine Mutter diesen Dienst ubernahm, nachdem sie ihre Tage ohnehin an der *SINGER*- Nähmaschine verbrachte. Da aber meine Stammesbruder diesbezuglich benachteiligt waren, verzichtete ich aus Solidarität die meiste Zeit auf dieses sichtbare Zeichen meiner Huptlingswrde

WAFFEN

Wichtiger waren für einen Indianer seine Waffen. Das war meine Welt. Wer jemals die Prrien Kentuckys durchstreift hatte wie ich, und dort dem großen Tecumseh begegnet war, der wusste, dass die einfachste aber furchtbarste Waffe der Schdelbrecher war. Eigentlich war er nur eine Keule, aber durch eingearbeitete Nägel, die man abzwicken und spitzfeilen konnte, wurde ein beachtliches Instrument für Angriff und Verteidigung geschaffen. Einen Speer zu besorgen war leicht, gab es doch nahezu überall reichlich Haselstrucher mit kerzengeraden Ruten ...

Wahrscheinlich hatte der erste Speer nur eine geschnitzte Spitze am dickeren Ende. Bald war das für die gewaltigen Taten, die zu vollführen waren, nicht mehr ausreichend, und eine Speerspitze aus Blech musste her. Material und Werkzeug waren vorhanden. Mit Blechschere, Hammer, Feilen und Sägen wurde die Spitze geschnitten, gefeilt, schließlich in den Sgeschlitz gesteckt und dort festgebunden. Oh wie war der Speer gefährlich! Wie war der Oberhuptling stolz!!! Natürlich mussten die Unterhuptlinge die nämliche Ausrüstung bekommen. Da der Oberhuptling mehr war als die Nebenhuptlinge, musste sein Speer die ihren an Qualität übertreffen. Das war leicht zu bewerkstelligen. Ich verzierte den Speerschaft mit Kerbschnitten und weigerte mich, ihnen ein Gleiches zu gönnen.

Das war der Anfang einer regelrechten *Aufrüstung*. Zwei Dinge machten eine solche Bewaffnungsstrategie möglich: Der erwähnte Schraubstock in unserem Speicher und der Beruf von Luggis Vater.

Der war *BÜCHSENMACHER*, was soviel heißt wie, dass er Gewehre herstellte – einläufige Büchsen, doppelläufige Flinten und dann und wann einen *Drilling*. Ihm konnte man zuschauen, wenn er in seiner tief gelegenen Werkstatt am alten Schulplatz die Kolben und Gurgeln seiner Gewehre mit einem vollendeten Rautenfeld überzog und griffsicher für die Hand machte. Andacht ergriff uns, wenn wir einen Blick durch den hell schimmernden Lauf eines Stutzens tun durften und von ihm auf das Gleichmaß der gezogenen Spirale hingewiesen wurden, die dem Geschoss den richtigen Drall verlieh. Für uns war dieser Mann wegen seiner Werkstatt wichtig; denn dort gab es die Bohrmaschine, die für die Schaffung einiger unserer Waffen benötigt wurde. Wenn er auch nichts von unserem leidenschaftlichen Indianertum wusste, so duldeten er doch die sporadische Benutzung der Bohrmaschine und spendierte dann und wann eine Niete, deren fachgerechte Verarbeitung er vorführte ...

ÜBEN ÜBEN ÜBEN

Zu den Waffen eines jeden Indianers gehörte natürlich ein Messer. Ohne eigenes Messer konnte man selber zwar skalpiert werden aber nicht skalpieren. So entstanden die ersten harmlosen Holzmesser, die nicht einmal Babys gefährlich werden konnten.

Aber wozu gab es in unserem Speicher Reste von Blech, Werkzeuge und den Schraubstock? Wie ein richtiges *Messer* aussah, das weiß man als Bub und als Indianer schon zweimal. Die Verlängerung der Klinge konnte man in den Sägeschlitz des Griffs treiben; dann durchbohrte man in der Werkstatt von Luggis Vater Griff und Blech zweimal, steckte Nieten durch die Bohrlöcher und verbreiterte das herausragende Ende mit dem Hammer sachgerecht. Auf gleiche Weise kamen wir zu Tomahawks.

Wie jeder weiß, sind Indianer unerreicht im Gebrauch ihrer Waffen, gleich, ob Speer, Pfeil, Messer, Axt. Treffsicherheit erreicht man nur durch *Übung, Übung, Übung!* Und hier zeigte sich *Gösers Garten* als wahres Kentucky vor dem Auftauchen des weißen Mannes. Es gab zwar gewundene Wege, zu beiden Seiten von niedrigen Blechbändern begrenzt, schwach gekiebt, mitunter begleitet von schmalen Buchsbüschen, die nach Katzenpisse rochen. Aber es gab auch allerlei hohe Büsche, die das Grundstück für uns zur Wildnis machten.

In den eingefassten Rasenstücken standen uralte Birnbäume, deren Rinde zerklüftet, von Moos und Flechten bedeckt war. Diese Stämme waren lange Zeit die bevorzugten Zielobjekte für unsere Wurfmesser.

Da bei jedem Treffer, wenn das Messer stak, ein Freudengeheul den Erfolg begleitete, war es nicht verwunderlich, dass eines Nachmittags in einem Fenster des ersten Stocks der würdige Kopf der alten Dame sichtbar wurde und ihre melodische Stimme nachdrücklich untersagte, diese Stämme weiter zu *quälen* – wie sie sich ausdrückte. „Geht doch an den großen Baum!“ setzte sie hinzu. Das war ein Rat!

DER GROSSE BAUM

Der *GROSSE BAUM* war ein *Mammutbaum* mit affenbrauner, dicker, filziger Borke. Er stand am weitesten von unserem Haus entfernt in der jenseitigen Gartenhälfte und war so gewaltig, dass man die hohe Mauer in einem Bogen um ihn herum hatte führen müssen. Die *Blätter* dieses Riesen bestanden aus nadeligen flachen Lappen, die durch Regen oder Trockenheit rostfarben geworden und abgefallen waren; unter dem Baum lag ein rötliches Nadelpolster. Dahin hatte uns die alte Frau verwiesen: wir durften den heiligen Baum als Ziel nehmen! Die Messer fuhren durch die Luft!

Sie blieben stecken oder fielen herab. Es hieß *Üben, Üben, Üben!*

Auch die Tomahawks wirbelten gegen den breiten Stamm. Als aber ein Schlachtbeil den Stamm verfehlte, gegen die Mauer prallte und vom Werfer mit stumpfer Schneide geborgen wurde; als nicht viel später ein Wurfmesser über die Mauer hinaus auf die Straße purzelte und nur durch glücklichen Zufall niemanden traf, wurden wir vorsichtiger. Es musste ja nicht immer geübt werden.

PHYSIK

Zwei Wunder hielt das Nachbargrundstück noch bereit. Dicht bei unserem Zaun stand ein riesiges Haus – ganz aus tiefbraunem Holz.

Man konnte es durch ein Treppentürmchen betreten. Ganz oben war eine gekieste Altane, auf der bei schönem Wetter oft blendend weiße Wäsche im Wind flatterte.

Regnete es, so hängte man sie ein Stockwerk tiefer, im Trockenboden, auf.

Im Erdgeschoss gab es zwei Schuppen, in deren einem Huberts Vater sein Boot überwinterte. Im anderen waren *Uhrmacherdinge* verstaut. Eines Tages war die Lattentüre geöffnet; wir betraten den vollgestopften Raum. Was gab es da nicht alles zu sehen! Aber Hubert drängte: wenn die Großmutter käme?! Wir waren im Begriff zu gehen, da fiel mein Auge auf einen flachen Holzkasten, in dem, leicht schräg, Dutzende von farbigen Gläsern steckten, zündholzschachtelgroß. Diesen Kasten nahmen wir mit ins Freie und schauten durch die Farbgläser in eine verwandelte Welt. Was da unser Auge zu sehen bekam! Man konnte die Sonne scheinen lassen, wenn man durch ein hellgelbes Glas schaute, konnte Häuser und Bäume blau werden lassen. Dunkles Rot gab Abendrot, Violett ließ die Nacht kommen, und bei dunklem Blau wurde es tiefe Nacht. Wenn man zwei Gläser übereinander hielt, passten die Farben nicht immer gut zusammen. Hätte Hubert nicht gedrängt – ich hätte stundenlang die farbige Welt erkundet. Noch heute rätsle ich, wozu die chromatische Farbskala benötigt wurde. Ein bestimmtes Blau raubte mir die Seele. Schaute ich durch dieses Farb-Glas, so begann die Welt sich zu drehen als wäre mir schwindlig von einem berausenden Gift, das meine Nerven narrete. Jahrzehnte später begegnete ich diesem Blau wieder in französischen Kathedralen, und die Wirkung auf meine Psyche war genau dieselbe.

In Großvaters Wohnzimmer gab es ein Regal, das stand voll mit riesigen Büchern. Sie hatten lederne Rücken, auf denen man lesen konnte *BROCKHAUS – LEXIKON*. Unten waren zwei Buchstaben angegeben, etwa *K-J* oder *R-T*. In dieser Lexikon - Welt (später fand ich die Jahreszahl 1906) gab es unendlich viele einfarbige und herrliche Farbabbildungen. Viele Stunden war ich ins Studium dieser Bücher versunken. Einmal stieß auf das Wort *Fernrohr*, das auch Teleskop genannt wurde. Durch Zeichnungen wurde erklärt, nach welchem geheimnisvollen Plan ein solches Wunderding funktionierte: Man brauchte nur zwei Vergrößerungsgläser. Wenn man diese im richtigen Abstand hintereinander hielt, konnte man ferne Dinge vergrößert sehen...

Eines Tages war die Tür zum linken Schuppen wieder einmal offen. Wir standen am Eingang und schickten unsere Augen in dem dämmrigen Raum auf Erkundung. Diesmal war es ein länglicher verschlossener Pappkasten, der uns interessierte. Hubert holte ihn, und wir verzogen uns damit außer Sichtweite von Haus und Großmutter. Als wir vorsichtig den Deckel lüfteten, war das Staunen groß: im Kasten waren wie in einem gepolsterten Futteral lauter Brenngläser, lauter Linsen. Der Jubel war groß, und eine Stunde lang versuchten wir auf Bubenart alles Brennbares anzuzünden, indem wir das Sonnenbild zum präzis gerundeten Brennpunkt machten.

Da fiel mir die Sache mit dem Fernglas ein und ich hielt mein Brennglas zunächst vom Auge weg. Ein kleines scharfes Bild war zu sehen – der Mammutbaum machte einen Kopfstand! Auch die Kameraden, einfach alles stand auf dem Kopf. Aber – man brauchte ja zwei Linsen!

Ich nahm mir ein zweites Glas, hielt die Linsen hintereinander, den einen Arm gestreckt, mit dem anderen den rechten Abstand suchend.

Das Bild stand immer noch Kopf, doch dann gelang es, eine saubere Vergrößerung zu erzeugen: Das *Prinzip Fernrohr* stimmte! Hielt man die Linsen schräg, so konnte man alle Farben des Regenbogens herzaubern. Dieses Farbenspiel des Lichts erregte mich beinahe noch mehr als die flüchtige Konstruktion des Fernrohrs...

RISSE

Es gibt im Leben Strecken, wo es die Zeiger der Uhr eiliger haben als sonst. Dann verspüren wir unser Älterwerden sozusagen körperlich. Etwas Unbekanntes stößt uns aus dem Gleichgewicht, das uns umgeben hat wie eine Schutzschicht, die nun verletzt wird. Der Spiegel, der uns bisher gleichgültig war, gewinnt an Bedeutung, und das Spiegelsilber scheint Risse bekommen zu haben, so, dass auch unser gespiegeltes Bild beschädigt wirkt, das doch bisher so makellos und unzerstörbar schien, dass wir es nicht beachteteten...

So auch bei uns: Der Sommer bekam einen Flor und die Sonne schien anders. Gösters Garten war noch immer Indianerland, aber es war jetzt manchmal, als hätte sich draußen, jenseits der Mauer, etwas zugetragen, von dem wir nicht recht wussten, was es war, noch weniger, was es bedeutete. Es hing mit drei Worten zusammen, die wie der böse Geist aus der Flasche gestiegen waren, sich aufgebläht hatten und zu einer dunklen Wolke geworden waren, deren Schatten einen plötzlich frösteln ließ. Die Worte machten vorläufig vor der Mauer Halt. Aber wenn wir den Garten verließen, waren sie da und fielen über uns her. Die Leute gebrauchten sie, je nachdem: als Entschuldigung, voller Bedauern, mit einem Unterton von Angst, voll Zorn, erbittert. „Es ist Krieg!“ sagten sie...

Man kannte diese Worte nun schon seit Jahren, aber sie waren blass und farblos geblieben, unwirklich und weit fort. Nun, da mein zwölfter Geburtstag heranrückte, gewannen sie an Bedeutung und Gewicht und wurden aufdringlich. Vielleicht war das der Grund, dass uns nun bewusst wurde: jeder von uns lebte mehrere Leben nebeneinander, gleichzeitig: eines als Schüler, eines in der Familie, eines auf der Straße. Dort erklang noch eine Zeitlang Marschmusik, und der Gleichschritt genagelter Stiefel hallte von den Hauswänden. Trotz der Herrlichkeit des Sommers machte sich allenthalben bemerkbar, was mit dem farblosen Wort *Krieg* bezeichnet wurde. Dieser Krieg hatte Huberts Vater aus der Backstube entführt und an die Front befohlen. Die schrecklich heulenden Stimmen der Sirenen rissen einen aus tiefem Schlaf und zwangen einen in schlecht beleuchtete Keller.

ALARM hieß dieser Vorgang... Der Krieg hatte den Leuten farbige Karten in die Briefkästen gesteckt, auf denen in einer Art Briefmarkenordnung festgelegt war, was zu kaufen einem zustand. Seit einiger Zeit schickte dieser Krieg metallisch dröhnende Geschwader über unsere Insel hinweg nach Osten, und man wusste, was sie mit sich führten.

Denn auch die raffinierteste Propaganda konnte nicht verschweigen, dass Deutschland bombardiert wurde.

Dann kam die Nacht, die sich von anderen Nächten unterscheiden sollte. Kaum, dass einen das Sirenengeheul aus dem Schlaf gerissen hatte, begannen die Fensterscheiben zu klirren, und wie bei einem gewaltigen Gewitter folgte Donnerschlag auf Donnerschlag. Anstatt in die Kleider zu fahren und wie vorgeschrieben den schützenden Keller aufzusuchen, standen wir entsetzt und gebannt zugleich am Fenster, vernahmen das ferne Gegrumm der Motoren, das kurze bellende Flakfeuer und das nunmehr ununterscheidbar gewordene Paukengedröhn der großen Bomben. Langsam rötete sich der Himmel über den nächsten Dächern, wurde heller und heller, bis der westliche Horizont glühte.

„Das ist Friedrichshafen!“ hieß es und ich spürte die unausgesprochenen Frage im Raum: *Kommen wir auch dran?*

Um diese Zeit fiel Huberts Vater, und es hatte den Anschein, als wäre dieser Tod zugleich die Aufforderung an uns Häuptlinge, einen Strich unter unsere schon zu lange hingedehnte Kindheit zu ziehen und mit dem Erwachsenwerden zu beginnen. Das wurde denn endlich auch so, nur für mich bedurfte es noch eines besonderen Abschlusses.

FREIHEIT

Die Mutter hatte endlich aus fleischfarbenen Stoffresten eine Indianerhose für mich genäht, die Nähte mit dunklen Fransen besetzt. Bei der Anprobe sah ich im großen Spiegel meine in die Höhe geschossene Figur, und angesichts der Verkleidung wurde mir das Kindische des Vorhabens bewusst und ich schämte mich.

Aber ich sagte nichts. Es war nun Spätsommer oder beginnender Herbst. Viele Soldaten aus unserer Stadt waren gefallen; die große Nachbarstadt war durch Bomben zerstört; fremde Menschen strömten in unsere verschonte Gegend.

Sie hatten, wie man sagte, Haus und Hof und Hab und Gut verloren, so dass sie oft nur *das nackte Leben gerettet* hatten. - Das sagte man auch.

Die Natur wollte nichts von Trauer und Leid wissen, und der Sommer inszenierte einen flammenden Abgang. An einem heißen Nachmittag fuhr ich mit dem Rad hinaus bis zum Waldrand an einem der Drumlins in unserem Hinterland. Das Fahrrad versteckte ich im Farn, dann machte ich mich auf in eine Schonung, wo ich meine Kleidung ablegte und meine Indianerhose anzog. Mit Tomahawk und Messer ausgerüstet, streifte ich durch den einsamen Wald.

Auf meiner vom Baden gebräunten Haut spürte ich die Sonnenwärme. Schatten und Wind jagten Schauer darüber. Zu erstmal fühlte ich meinen Körper als etwas Erregendes, fremd, doch ausschließlich mein Eigentum. Etwas wie Wildheit schien in mir aufzusteigen, oder war ich im Begriff zu verwildern? Außer den Insekten, die in der Hitze sirrten und summten, war lange Zeit nichts zu hören. Schließlich vernahm ich am Himmel ein Geräusch, wie ich es noch nie in meinem Leben vernommen hatte.

Es klang wie ein Zischen, Dröhnen, Stöhnen und Donnern und kam rasch näher.

Voll Entsetzen blickte ich durch die Baumwipfel zum Himmel, wo in geringer Höhe, fast als wolle es die Spitzen der Föhren berühren, ein Flugzeug langsam vorbeizog, ohne Propeller, doch laut dröhnend. Es war hässlich, dunkel bemalt wie ein Ofenrohr und hatte an einem Flügel parallel zum Rumpf eine Art Röhre, das war alles. Als es vorüber war, rannte ich in großen Sätzen auf eine Lichtung, um besser sehen zu können.

Da wurde ich von einer barsche Männerstimme angerufen. Einen Augenblick erstarrte ich vor Schreck, dann stürzte ich, von der Stimme weg, dem Hochwald zu.

„Halt!“ rief die Stimme hinter mir her, und ihr Ton sprach mich schuldig. Schuldig? - Jawohl: schuldig! In eben dem Augenblick war mir klar geworden, dass meine Hose ja fleischfarben war und für bloße Haut genommen werden konnte. Dann musste ich für der Rufer, wenn er mich gesehen hatte, nackt erschienen sein. Und ein Nackter im Walde war immerhin wert, dass man sich mit ihm näher befasste...

Als sich nun vom Waldrand her eine zweite Stimme meldete und ein deutliches

Da ist er! gerufen wurde, hatte ich die Vorstellung einer beginnenden Treibjagd, bei der ich das gejagte Wild wäre, und floh, von Panik ergriffen, in die Tiefe des Waldes. Lang brauchte es, bis sich mein Herz beruhigt hatte. Und selbst als ich auf Umwegen zu meinen Kleidern gekommen war, zitterten meine Hände noch immer beim Kleiderwechsel.

Häuptling Vupa Umugi – schämst du dich nicht? Und wie ich mich schämte!

Es war eine mehrfache Scham, die mir im Gesicht brannte: Ich war davongerannt, weil ich Angst verspürt hatte, also war ich feige. Ich schämte mich, weil ich sozusagen nackt ertappt worden war. Und ich schämte mich am meisten darüber, dass ich ein kindliches Spiel getrieben hatte, dem ich eigentlich schon entwachsen war...

Zum Glück fragte daheim keiner, wo ich mich herumgetrieben hatte, so konnte ich meine Indsman-Hose ungestört im Speicher bei den Faschingsklamotten verstauen.

Als die Tür des großen Schrankes geschlossen war, merkte ich, dass zusammen mit diesem Kleidungsstück ein ganzer Lebensabschnitt hinter der Schranktür abgelegt worden war: Häuptling Vupa Umugi hatte den Jagdgründen den Rücken gekehrt...

VERTREIBUNG

Heute weiß ich, dass wir damals hinter der roten Mauer für ein paar Jahre im Paradies gelebt haben, das ja auch der *GARTEN EDEN* genannt wird. Unser Garten Eden war eben *Gösers Garten*. Aus ihm wurden wir vertrieben, ohne uns anders schuldig gemacht zu haben, als dass wir älter wurden, dass unser Körper sich streckte, dass unser Kopf jetzt weiter oben war. Und dass wir zu eben jener Zeit lebten, in der sich in doppeltem Sinn ein Welt-Untergang vollzog. Vom *KRIEG* habe ich schon gesprochen. Er zeigte sich nun auch in unserer bisher verschonten Gegend von seiner schlimmen Seite. Das Essen wurde knapp. Flüchtlinge und Ausgebombte kamen und wurden in geräumten Zimmern untergebracht.

Das Frühjahr brachte schlechte Nachrichten.

Ich zählte zwölfeinhalb Jahre und selbst mir fiel auf, was an den *Nachrichten* nicht zusammenstimmte:

„Unsere Truppen haben einen bedeutenden Sieg errungen... Der Rückzug findet geordnet statt...“ Solche Meldungen waren nun an der Tagesordnung.

Wenn jetzt die Sirenen ihr Geheul begannen, waren es nicht mehr die riesigen Pulks der viermotorigen Bomber, die ihren Weg nach Osten zogen. Jetzt waren es schnelle Jagdflugzeuge, die unverhofft auftauchten, ein paar Bomben auf die Gleisanlagen des Güterbahnhofs und die Staumauer des Giebelweihers warfen und dann wieder verschwanden. Dann kam der Tag, an dem der Postbote einen Brief ablieferte, der Tränen in die Familie brachte: Onkel Werner war gefallen. Nie mehr würde er vor dem Küchentisch stehen, um sich zu rasieren; nie mehr in militärischem Befehlstone sagen: „Hans – man führt nicht den Mund zum Löffel sondern den Löffel zum Mund!“ Dann war es April.

Zwei entsetzliche Detonationen erschütterten die Luft. Alle Kirchenglocken begannen zu läuten und von den hohen Türmen flatterten riesige weiße Tücher.

„Sie sind da!“ hieß es. Gemeint waren die feindlichen Truppen. Unsere Stadt hatte kampflos kapituliert.

PFEIL UND BOGEN

Es wäre nun viel zu erzählen, denn es wird viel erinnert. Vieles ist wichtig und das meiste vom Schicksal gezeichnet. Aber ich will mich auf den Garten und die damit verbundene Knabenzeit beschränken.

Darum brauche ich nicht zu erzählen, dass am ersten Tag ein deutsch sprechender Soldat die Treppe heraufgepoltert kam, eine MP umgehängt.

Er scheuchte die aufgeregten Frauen in die Küche, riss das Fenster auf und feuerte eine Salve zum Fenster hinaus in die Luft. Dass die Frauen wie verrückte Hühner reagierten, gefiel ihm, und er warf ein Hemd mit Blutspuren auf den Tisch. „Blut von Schlachtfeld! Waschen!“ sagte er dabei grimmig. In Gösters Haus zog ein Offizier ein, der als *MÖSSJÖ LÖ GOUVERNÖR* angesprochen wurde. Er residierte im ersten Stock, den die Eigentümer für ihn hatten räumen müssen. Eine Zeitlang war der Garten für uns *tabu*. Mit beginnendem Herbst war die Situation entschärft und wir hatten wieder Zutritt. Aber merkwürdig: Das *Paradies* war kein Paradies mehr, und wir standen in dem fremd gewordenen Garten herum wie vergessene Blumenkübel, in denen missmutig unsere Phantasien hingen wie vertrocknete Blüten. Schon im vorausgegangen Jahr hatte der Garten an magischer Ausstrahlung eingebüßt, je mehr der Krieg seine Faust in einer Drohgebärde über die Mauer gestreckt hatte.

Jetzt waren *die Franzosen* da. Es gab auch echte „*Neger*“ zu sehen und Marokkaner. Drei kamen täglich zu uns zum Essen, von denen einer, Mulay-Ali, einen gelben Turban trug und mich gerne mit nach Afrika genommen hätte.

Statt der Marschmusik gab es einen farbenprächtigen Spielmannszug, der eine kreischende Musik produzierte.

Ein geschmückter Ziegenbock begleitete die Musiker und verschaffte sich mit schräg gestelltem Kopf und aggressiver Gebärde Respekt bei den zudringlichen Gaffern...

In den ersten Tagen waren berittene Turbanträger an die Gerberschanze gekommen, um die Pferde in die Schwemme zu reiten. Damals saß ich zum ersten und einzigen Mal auf einem *richtigen Araber*; denn die lachenden Soldaten hatten ihren Spaß, wenn die wasserscheuen Tiere ihre jugendliche Reiter überlisteten und nicht ins Tiefe wollten...

In der Linggstraße, die auf der einen Seite Gösters Garten begrenzte, war eine Fahrradhandlung gewesen. Dort hatten die Franzosen ihr *Magazin*, da kauften die Soldaten ein. Die beiden großen Schaufenster waren von innen weiß gestrichen und also blind. War die Tür dazwischen geöffnet, so wurde der Laden von einem uniformierten Posten mit geschultertem Gewehr bewacht.

Wie schon früher erwähnt, waren Pfeil und Bogen die einzigen *Waffen*, die aus unseren *Indianertagen* noch übrig geblieben waren.

Irgendwo hatte ich etwas von einem Eiben-Bogen gelesen und daraufhin im Stadtgarten, um den sich niemand mehr kümmerte, einen ansehnlichen Eiben-Ast abgesägt. Am großen Schraubstock im Speicher hatte ich das Holz so lange mit dem Zieheisen bearbeitet, bis nur noch der Holzkern übrig geblieben war, der sich, elastisch genug, zum Bogen biegen ließ. Er hatte einen *Zug*, dass man ihn nur mit Mühe spannen konnte. Wir stellten uns drei Pfeile aus *pfeilgeraden* Haselstöcken her, in die wir vorne zugefeilte Nägel als Spitze einließen...

Zwei gegengleich angebrachte kleine Hühnerfedern am hinteren Schaftende sorgten dafür, dass sich der Pfeil beim Flug durch die Luft um die eigene Achse drehte. Wir übten Zielschießen auf den Stamm des großen Mammutbaums. Hubert hatte, wer weiß woher, eine Packung Kekse bekommen. Nun stellten wir ein längeres Stöckchen in die Borke und vor das Stöckchen einen Keks. Man musste das Stöckchen treffen, dann fiel das begehrte Stück herunter und wurde Eigentum des Schützen.

Mitten im Spiel gesellte sich der französische Offizier aus dem Haus zu uns, sah eine Zeitlang zu und verlangte dann Pfeil und Bogen. Er war ein kräftiger Mann, legte den Pfeil auf und spannte die Sehne, indem er sie mit zwei Fingern auszog, bis seine Hand von der Anstrengung zu zittern begann. Mir wurde Angst und bang. Der Pfeil schnellte von der Sehne, drehte sich richtig um seine Achse, schwirrte mit einem singenden Geräusch davon, verfehlte den Baum, stieg über die Mauer, verschwand über der Straße exakt in der Richtung, wo der Posten das *Magazin* bewachte.

Noch heute bleibt mir schier das Herz stehen bei der Zwangsvorstellung, wie die Eisenspitze des Pfeils dem ahnungslosen Soldaten durchs Auge in den Schädel fährt, ihm einen Schmerzschrei entreißt und ihn zu Boden wirft; getötet in einer Sekunde durch einen Pfeil, geschossen zwar von einem französischen Offizier, hergestellt aber als Mordinstrument von uns, von mir, am Schraubstock im Speicher: Mörder war ich! Kein Schrei war ertönt. Der *Mösjöö* trat an die Mauer, rief ein paar Worte hinüber, und der Pfeil wurde über die Mauer hereingeworfen. Er hob ihn auf und gab ihn mir, dabei sah er mir in die Augen. Ich nahm den Pfeil aus seiner Hand, unschlüssig zuerst, dann brach ich ihn über dem Knie in zwei Teile.

DAS ENDE VON ETWAS

1

Wenn etwas schön ist im Leben, und es hält eine Weile an, vergessen wir gerne, dass es nichts gibt in dieser Welt, was ewig währt, dass alles ein Ende hat – auch der schönste Indianersommer. Es gibt kleine Vorzeichen, durch die er sein nahendes Ende ankündigt: Wenn etwa die Spiele, die ihn ausmachten Glut und Reiz des Anfangs verloren haben. Um noch einmal neu zu beginnen, fühlen wir uns dann um Monate zu alt.

Die Erinnerung an das Ende *unseres* Indianertums in Gösters Garten ist nicht weniger traurig, als es der Verlust des echten Kentucky für die echten Indianer vor zweihundert Jahren gewesen sein muss: Ein heldenhafter aber aussichtsloser Kampf um das *Land des grünen Rohrs*, der später die tragische Kulisse jedes guten Indianerbuchs abgab.

Auch *unser* Kentucky war schließlich vom *Weißem Mann* besetzt worden: parallel zu unserem Indsmen-Dasein, war der Krieg der großen Leute (der mir den geliebten Onkel und Hubert den Vater genommen hatte) verloren worden, und die *Feinde* hatten vor unserem Garten Eden nicht haltgemacht. Ja – diese Sieger hatten nichts Besseres zu tun, als möglichst schnell die *Villa* für sich zu beanspruchen und zu besetzen. Zwar wurden wir nach einiger Zeit (nachdem man sich von der absoluten Ungefährlichkeit unserer *Waffen* überzeugt hatte) wieder im Garten geduldet. Aber die alte Freiheit war dahin. Wir kamen uns vor wie Indianer im Reservat: beobachtet und von Argwohn umstellt, drei Häuptlinge ohne Volk, Fremdlinge auf ihrer eigenen Erde. So ist es nicht verwunderlich, dass wir anfangen, den Garten zu meiden. Im selben Maße, wie wir gewachsen waren in diesen Sommermonaten, war er in seiner Ausdehnung geschrumpft. Ein paar Schritte, und wir waren an der Mauer oder am Zaun. Darauf bezog sich wohl auch die Bemerkung der Leute, die uns länger nicht gesehen hatten: „Na, seid *ihr* aber in die Länge gegangen!“

Stimmt. Wir merkten es selbst: etwas war anders geworden. Und als schließlich heftiges Sturmwetter einsetzte und die bunte Blätterpracht gewalttätig zerstörte, spürten wir undeutlich, dass dies *das Ende von etwas* war, das wir damals noch nicht mit Worten benennen konnten, denn das Wort *INDIANERSOMMER* war uns noch nicht geläufig.

Heute schmerzt mich die Erinnerung an das Ende dieser glücklichen Strähne Zeit, denn es ist verbunden mit einem Missklang, der nicht hätte sein müssen, der aber fortbesteht, unaufgelöst bis zum heutigen Tag, jetzt unkorrigierbar für immer durch Huberts frühen Tod. Dabei ging es nur um einen Stein. Und natürlich um den indianischen Ehrbegriff.

Wir hatten uns, wohl aus Langeweile, ohne Verabredung, am Seeufer getroffen und schlenderten auf dem Streifen Feinkies, den der Sommer hier zurückgelassen hatte, am Wasser entlang. Worüber wir uns unterhielten weiß ich nicht mehr.

Jedenfalls hatten wir unsere Blicke gedankenverloren auf das Endlosband der geglätteten Steine geheftet, das durch seine Strukturlosigkeit einschläfernd wirkte.

1 Titel einer Erzählung von E. Hemingway

Plötzlich bemerkte ich eine in dieser Umgebung nicht passende Form: ein scharfkantiger, grauglasiger Brocken. Ich verhielt den Schritt, bückte mich und hob den steinernen Fremdling auf. Gemeinsam betrachteten wir das seltsame Stück, das von Hand zu Hand ging. Dann wandten wir uns der Fundstelle zu, um noch nach weiteren Exoten zu fahnden. Im Nu waren aus den durch Blutsbrüderschaft verbundenen Häuptlingen scharf konkurrierende Archäologen geworden, die argwöhnisch einer des anderen Funde überwachten...

Mein sensibilisiertes Auge hatte soeben das noch halbverborgene Stück einer dünnen Steinplatte gesichtet, und ich bückte mich danach. Da musste es auch Huber erspäht haben. Er war schneller als ich. Und ehe ich die Stelle erreicht hatte, war der Fund in Huberts Faust verschwunden. „Ich hab`s zuerst gesehen!“ meldete ich meinen Anspruch an. „Und ich hab`s zuerst gehabt!“ berichtete er mich grinsend. Er hielt mir die kleine Kostbarkeit hin, aber mit gebührendem Abstand. Ich war verrückt nach dem Ding, es war eine hauchdünne durchsichtige Steinklinge, durch die ein hellvioletttes Band lief, aber Hubert rückte es nicht heraus. Indianer handeln nicht, sie tauschen. Ich machte ein Angebot. Hubert blieb hart. Noch ein Angebot. Hubert blieb hart. Später versuchte ich es noch einmal. Hubert blieb hart. Da spürte ich, wie aus meiner begehrliehen Wut ein indianischer Stolz wurde. Ich drehte mich um und ließ ihn stehen. Wir haben nie wieder miteinander gesprochen. Ein Leben lang.

DIE SCHLIMMEN

Von Großvaters Tankstelle hatte ich gesprochen, von seinen Pferden auch. Zwischen Haus und Tankstelle war ein gepflasterter Hof, der rechter Hand von einer Reihe von Boxen gesäumt war, die zur *Pferdezeit* als Unterkünfte für die *Chaisen* gedient hatten. Jetzt waren sie längst als Garagen für Autos in Gebrauch, und Autos gab es auch hinter den großen Flügeltoren vom *Hinterhaus*, das den Hof, querstehend abschloss. Wo nämlich DAMALS – vor meiner Zeit – die Pferde untergebracht waren, und der Hengst, ein so wilder Kerl, dass nur der Pferdeknecht Czaschka mit ihm fertig wurde (mit dem aber wiederum keiner fertig wurde, nicht einmal Großvater) – dort war also jetzt eine Autowerkstatt eingerichtet, dunkel und schmutzig und unordentlich dazu. Oben wohnten die *Inhaber*; laute Leute, zu denen kistenweise Flaschen gebracht wurden, die in wilden nächtlichen Festen mit Geschrei, Türenschiagen und was -weiß-ich für Dingen leergemacht wurden. So ist es verständlich, dass man es nicht gerne sah, wenn *der Bub* unter der Werkstatt-Tür stand und ins geheimnisvolle Halbdunkel spähte, in dem aus kranken Autos wieder gesunde gemacht wurden. Der das fertig brachte war ein freundlicher, blauäugiger Mann im Arbeitsanzug, der zwei junge Burschen zu bändigen hatte, *Lehrlinge* – wie man mir erklärte.

Wenn Großvater von ihm sprach, sagte er *dr Bullefinger* – ein Name, der in meiner Fantasie die Vorstellung auslöste, als könne dieser Mann einen angreifenden Bullen mit einem einzigen Finger bändigen. Wobei in der kindlichen Vorstellung der *Bulle* zu einer Art *wilder Kuh* wurde, während zum Bändigen doch noch ein kräftiger Prügel hermusste, falls der Finger nicht genügte...

Einmal stand ich am Werkstatt-Tor: der Bullenfinger war nicht zu sehen, nur die beiden Schmutzfinken. Als sie mich erkannten, steckten sie die Köpfe zusammen, tuschelten etwas und lachten dann *dreckig* (diesen Ausdruck kannte ich). Dann kam der Größere heran tat ganz freundlich und fragte harmlos: „Was für Spiele kennst du eigentlich?“ Diese Frage überraschte mich, und ich ließ das Warnsignal, das mir *Vorsicht* gebot, außer acht. Ich nannte ihm ein paar Spiele, wie ich sie vom Kindergarten kannte. „Und das Rußspiel kennst du nicht?“ lautete seine nächste Frage.

Damit überrumpelte er mich, so dass ich ohne Zögern verneinte. „Das musst du unbedingt kennen“, sagte er, „sonst bist du kein richtiger Bub...“

Er lockte mich in die Werkstatt. Sein Kamerad grinste. „Jetzt machst du die Augen zu. Ich zähle langsam bis zehn. Dann kannst du sie aufmachen – „AUGEN ZU!“ kommandierte er; dann fing er an, laut zu zählen. Als er *Zehn* sagte, spürte ich eine Hand im Gesicht und öffnete die Augen.

„Fertig!“ sagte er. „Und jetzt?“ fragte ich.

„Fertig!“ wiederholte er.

Gleichzeitig zog der jüngere einen kleinen Spiegel hinter dem Rücken hervor und hielt ihn mir vors Gesicht: quer über die linke Wange hatte ich drei schwarze Schmutzstreifen! Die Burschen brachen in ein lautes Gelächter aus, das mich viel mehr ärgerte, als der Schmutz im Gesicht...

Das sollte mir eine Lehre sein (nahm ich mir vor).

Trotzdem kriegten sie mich wieder dran: Es gab da in der Werkstatt-Tiefe eine geheimnisvolle Maschine, die feurige Sterne spucken konnte, wenn man eine Kurbel drehte. Die führten sie mir vor, als sie wieder einmal unbeaufsichtigt waren.

Ich war fasziniert. „Jetzt, gib mir deine Hand“, sagte der Kleinere. Als ich zögerte, beruhigte er mich: „Schau her, meine Hände sind sauber!“

Er nahm mich fest bei der Hand; mit der anderen musste ich den Älteren beim Ellenbogen fassen. Er brauchte beide Hände.

„Schau auf die Funken!“ befahl er dann mit scharfer Stimme.

Gleichzeitig drehte er heftig die Kurbel. Die Sterne, die ich jetzt sah, waren in meinem Kopf zu sehen und zu spüren. Als hätte mir einer mit einer Peitsche eins übergezogen, so zuckte ein brennender Stich durch meinen Körper.

Ein Schmerzenslaut entfuhr mir. Ich riss mich los. „Jetzt weißt du, was ein elektrischer Schlag ist...“ erklärte mir der Ältere und lachte schadenfroh. Von da an nahm ich mich vor ihnen in Acht. Doch an einer Dummheit war ich selber schuld.

Dann und wann musste in der Werkstatt etwas geschweißt werden. Dazu war der Schweißbrenner vonnöten, zu dem aus großen Eisenflaschen zwei Schläuche führten, aus denen Gas kam (so erklärte es mir der *Bullenfinger*).

Man hörte zuerst das Geräusch des ausströmenden Gases, dann zündete man das Gemisch mit der Feuerpistole an. Die lodernde Flamme wurde nun scharf gemacht, so dass sie mit einem gleichmäßigen Zischen gebändigt an der Spitze des Schweißkolbens stand. Erst dann konnte man zwei Eisenstücke zusammenkleben.

So sah es für mich aus.

„Schau nicht auf die Schweißstelle!“ warnte der *Bullenfinger*. Ich aber konnte meinen Blick nicht von der weiß glühenden Stelle wenden und hatte, als er die Flamme löschte, die Bescherung. Als ich die Werkstatt verlassen wollte, gab es draußen bestimmte Stellen, auf denen ich nichts erkennen konnte. Wohin ich die Augen wendete – immer blieben da ein paar Stellen weiß und leer. Später wurde es wieder besser, aber in der Nacht hatte ich stundenlang das Gefühl, als hätte ich einen Löffel Sand in den Augen, und vermutlich habe ich damals eine Nacht lang meine Mutter um ihren Schlaf gebracht...

AM WASSER

Nicht weit von der Tankstelle entfernt ging es ZUR KALKHÜTTE. Direkt am See war ein Stück freies Gelände. Dort gab es einige Haufen Sand und Kies in verschiedener Körnung. Sie gehörten zum Baugeschäft Götzger. Daneben waren im Wasser an riesigen Pfählen zwei große Roste aufgehängt, die man über einen Steg erreichen konnte. An diesen beiden Plattformen waren die Motor- und Ruderboote vom *alten Klemm* befestigt, die man mieten konnte.

Dort war ich oft zu finden, sah Leute in ein schwankendes Ruderboot einsteigen, ablegen und die Ruder gleichmäßig ins Wasser tauchen, als rührten sie in einem Brei.

Andere ließen sich die Fahrweise im Motorboot erklären, nahmen Platz und tuckerten dann gemütlich davon. War kein *Betrieb*, so lag ich in Bade- oder Turnhose auf den warmen Bohlen, das Kinn auf den verschränkten Händen, den Blick in der Wassertiefe, wo an den Pfählen die schwarzgestreiften Bürstlinge standen, die, sobald sich jemand auf dem Steg bewegte, mit einer jähen Schreckbewegung in die Tiefe verschwanden...

Eines Nachmittags tauchten lachend und lärmend vom Land her die beiden wilden Schmutzfinken aus der Werkstatt auf. Sie trugen gemeinsam einen schmutzigen, schweren Sack, in dem es ruckte und zuckte, als wäre etwas Lebendiges drin.

Die beiden stürmten auf die Roste, schwangen, ohne auf den alten Klemm zu achten, der verteidigungsbereit näherrückte, den Sack ein paar Mal hin und her und ließen ihn dann wie auf Kommando los. Er fuhr durch die Luft, und bevor er mit einem Patscher ins Wasser fiel, sah man kurz, wie er sich öffnete. Dann war er weg. Während er versank, gingen von der Stelle Wasserringe aus, die sich nach außen verbreiterten.

„Was soll das?“ schrie der alte Klemm, der als jähzornig galt und mit dem nicht gut Kirschen essen war. Er rückte gegen die beiden vor, die sich über den Steg an Land zurückzogen. Sie schauten an dem rot anlauenden Mann vorbei aufs Wasser, wo jetzt plötzlich ein runder Katzenkopf sichtbar wurde.

Auf das neuerliche Geschrei der Burschen, in das ich einstimme, wandte sich der Bootsvermieter gleichfalls dem See zu. Alle sahen wir, wie die Katze in Panik um ihr Leben kämpfte und dabei wie ein Hund an Land schwamm. Sie verschwand kurz unter dem Steg. Man hörte einen Kratzlaut, dann fuhr ein schwarzer Blitz den Pfahl herauf, an den verdutzten Burschen vorbei und ins Gebüsch. Als nun der alte Klemm, wirklich böse, ihnen auf den Leib rückte, rissen sie johlend aus...

Der Mann kam schnaubend zurück, noch voller Zorn, so dass ich mich zu fürchten begann. Er blieb vor mir stehen, sah mir ins Gesicht und ich sah den Zorn darin verschwinden. Dann fragte er mich mit einem Anflug von Freundlichkeit: „Hast du gewusst, dass Katzen schwimmen können?“

Nach einer Pause, in der sein Gesicht wieder streng wurde, knurrte er noch:

„Die Saukerle, die!“ Damit war für ihn die Sache erledigt.

Wer auf einer Insel lebt, der ist umgeben von Wasser. Je kleiner das Eiland ist, desto häufiger steht er vor dem nassen Element.

Neben dem Bootsverleih *KLEMM* türmten sich, wie berichtet, die Kies- und Sandberge der Firma *GÖTZGER*. Fast täglich kamen riesige Lastwagen, parkten rückwärts her und wurden dann über ein abenteuerlich aussehendes Förderband mit Kies und Sand beladen. Hatten sie genug, so fuhren die Autos davon: ein Vorgang, der daheim in ungezählten Varianten mit den schwerfälligen Spielfahrzeugen wiederholt wurde.

Manchmal hatte ich das Glück, gerade rechtzeitig da zu sein, wenn ein riesiger Schleppkahn vorsichtig heranmanövriert wurde, der so schwer mit Sand und Kies beladen war, dass ich immer mit einem wollüstigen Schauer darauf wartete, ob nicht eine große Welle über den Rand schwappte und das überladene Schiff mit einem Gurgeln zum Sinken brachte. Aber in all der Zeit kam nichts dergleichen vor. Stattdessen wurde das Kiesschiff jedes Mal mit dem selben Förderband entladen, das die Autos beladen hatte. Die hingeschmolzenen Berge türmten sich wieder hoch und einladend... Das zuvor tief im Wasser liegende Schiff aber kam Stück für Stück zum Vorschein und legte in doppeltem Sinn *erleichtert* ab, um auf Heimatkurs zu gehen.

Der nächste Zugang zum See war das Stück Flachufer bei der Gerberschanze. Zum *Schänzle*, wie wir diesen geliebten Ort nannten, kam man von der Fischergasse her.

Die eng aneinander gebauten Häuser, die in sanftem Bogen immer den gehörigen Abstand zur Mauer des Stiftgartens wahrten, rafften an einer Stelle die Röcke und schafften so einen schmalen und niedrigen Durchgang quer durch die Häuser, die sich darüber nur noch kräftiger aneinander lehnten. Nach vielleicht dreißig Metern traten sie ohnehin auseinander und der Neugierige konnte ungehindert zum See vordringen.

Freilich gab es noch ein Hindernis zu bewältigen; ein durchdringend ludrig-scharfer Geruch nach rohen Häuten, Gerbermitteln und anderen aufdringlichen Essenzen hing wie ein schwerer Vorhang in der kurzen Gasse. Die Tür zur Gerberei stand meist halb auf. Beim Näherkommen surrten einem Schwärme widerlicher, bunt schillernder Schmeißfliegen entgegen.

Alois, der Gerber, war manchmal mit dem hohlmäuligen Schubkarren unterwegs zur Salzkammer oder stand nur unter dem Tor, um ein wenig *richtige Luft* zu schnappen. Die Gerberei gehörte zum Pelzgeschäft vorne in der Straße, das die Schmiede abgelöst hatte. Willis Vater war der Besitzer.

Auf der Schanze, die viele Meter über den Seespiegel aufragte, stand eine schön gewachsene Linde, die sich leicht erklettern ließ (in der ich später mit dem Messer ein Herz mit zwei Monogrammen eingraben sollte). Unten öffnete sich die Mauer in einem rosenbewachsenen Bogen, das war der Zugang zum See, zum kostenlosen Privatbad aller Kinder die sich als *Fischergässler* fühlten. Hier ging es flach ins Wasser. Nichtschwimmer blieben im Seichten. Schwimmer schafften es in jedem erlaubten *Freistil* bis zu den ausgemergelten Pfahlstummeln der Wellenbrecher, die bei Normal-Wasserstand gerade noch sichtbar waren. Weit draußen im See sah man die Gruppe der fünf Pfähle, wo manchmal ein Dampfer oder Motorschiff von der Werft herübergefahren war und angelegt hatte, um dort *Rein-Schiff* zu machen. Wer die *fünf Pfähle* schwimmend erreichte, galt für uns Kleinere als Erwachsener; denn man brauchte hin und her über eine halbe Stunde. So lange schwimmend durchzuhalten, schaffte nur ein *Großer*.

Der Sommer sah an dieser Glücksstelle von morgens bis abends eine fröhliche Kinderschar. Man tummelte sich im Wasser, spielte im unansehnlichen Ufersand oder lag ausgefrosen und bibbernd oben auf den steinernen, heißen Abdeckplatten der Schänzlesmauer. Dort ließ man sich in der Sonne *braten*, bis die braune Haut in der Armbeuge eine schwärzliche Farbe aufwies. Dann wurde es, wie man wusste gefährlich... War man wieder aufgeheizt und die Badehose trocken, dann stürzte man von neuem ins Wasser. Zugangsbeschränkungen gab es keine: man konnte Fritz oder Gusti heißen, Hans oder Helmut, Manfred oder Marianne, Richard oder Rosmarie; und wenn man gar Willi hieß, den Gerber duzte und im Gerberhaus sein zweites Daheim hatte, bestand schon gleich gar kein Zweifel mehr an der Berechtigung, das *Schänzle* als sein Eigentum zu betrachten. Bei hohem Wasserstand machten die guten Schwimmer von der Mauer aus nach ein paar Schritten Anlauf eine *Bombe*, deren Qualität nach der Menge des hochspritzen Wassers bewertet wurde. Es war ein besonderer Kitzel, etliche Meter durch die Luft zu fahren, bevor man im Wasser explodierte.

Zu jener Zeit, vielleicht sechsjährig, schwamm und tauchte ich perfekt. Großmutter sollte endlich mit auf die Gerberschanze, um ihren Enkel im Wasser zu sehen und zu bewundern. Auch Mutter war dabei (sie hatte mir ja das Schwimmen beigebracht). Ich war also unten im Wasser, die Frauen oben auf der Schanze. Ich führte mein Können vor, schwamm auch auf dem Rücken, tauchte und holte Steine vom Grund. Großmutter beschwor mich von oben herab, nicht mehr *unters Wasser zu gehen*, weil sie Angst habe...

Schließlich ging ich zu den Frauen, um das fällige Lob einzusammeln. Zum Schluss fragte ich in plötzlicher Neugier: „Oma – kannst du eigentlich auch schwimmen?“ -

Sie sah mich einen Augenblick überrascht an, dann drehte sie den Kopf weg und sagte ins Leere: „Natürlich!---Wie ein Wetzstein!“

Zwar gab es weit und breit keinen Wetzstein, so dass ich nicht wusste, was ich mir darunter vorzustellen hätte; aber, dass ein *S t e i n* nicht schwimmen konnte, das war klar.

Ein Gefühl der Überlegenheit stieg in mir auf: Großmutter konnte nicht schwimmen – ich konnte es!

Älter geworden, konnte einen das Baden an der Gerberschanze nicht mehr befriedigen – es war einfach zuwenig los! Aber - : Wasser musste sein; Baden musste sein! Wozu gab es das *RÖMERBAD* am Hafentor?

Das war ein Pfahlbau, der sich im Winkel zwischen der Löwenmole und dem Segelhafen wohlfühlte. Man erreichte das *Gebäude* über einen Steg und hatte alsbald einen langen Gang vor sich, auf dessen rechter Seite, Tür an Tür, die mietbaren Umkleidekabinen waren. Hinten befand sich ein kürzerer Querbau, der für das Normalpublikum *TABU* war. Dort sollten, hieß es, die Klosterfräulein vom Englischen Institut baden.

Jeder kannte diesen Namen und auch das hellgestrichene streng abgeschlossene Gebäude zweihundert Meter stadtwärts, das von *Nonnen* geführt wurde. Für uns waren es Nonnen, auch wenn die großen Leute von *Englischen Fräulein* sprachen. Keiner wusste, ob dieser Name etwas mit England zu tun hatte oder gar mit dem Himmel und den Engeln...

Das war ebenso merkwürdig wie die Aura der Abweisung (wie ich heute sagen würde), die von dem Gebäudekomplex ausging.

Die Fenster dieser *Schule* waren zur Straße hin nämlich blind – wohl wegen der Milchglasscheiben. Trotzdem waren sie immer beleuchtet, und im Vorbeigehen hatte man stets den Eindruck von Geschäftigkeit, so als würde dahinter andauernd gekocht, geturnt oder getanzt.

Täglich einmal (so schien es mir) öffnete sich das Tor neben der Pforte und eine lange Doppelreihe von echten, lebendigen Mädchen quoll heraus, angeführt und gefolgt von je einer Nonne in bodenlangem Gewand, den Kopf so verhüllt, dass nur das Gesicht sichtbar war... Die Gruppe bewegte sich gesittet durch die Fischergasse, vorüber an unserem Haus, vorbei am Pelzgeschäft und am *ELISABETHEN-HEIM*, dem Kleinkrankenhaus, das ebenfalls von Nonnen geführt wurde, fröhlichen, rundlichen Schwestern mit riesigen weißen Flügelhauben. Die Gruppe zog weiter, stadtauswärts über die Seebrücke und verschwand nicht weit danach im Garten- und Hauskomplex des *MARIENHEIMS*, als letzte sichtbar eine Nonne.

Und für diese Nonnen oder *Englischen Fräulein* sollte ein ganzer Teil des Bades reserviert sein?! Konnten Nonnen überhaupt schwimmen? Keiner von uns hatte je eine *schwimmende Nonne* gesehen. Und wie war das mit dem langen Gewand? Hatten sie fürs Wasser etwa einen Badeanzug wie normale Frauen? Und was war mit der Kopfbedeckung? Irgendwo her hatte man gehört, dass jede Nonne den Kopf geschoren hätte (daher die Flügelhauben und Kopftücher).

Trugen sie beim Baden demnach Badekappen?

Die Mutmaßungen verloren sich im Ungefähren und waren für uns nicht so wichtig, dass wir es für der Mühe wert gefunden hätten, ihnen bis zu einer Erklärung nachzuhängen...

Sollte ihnen ihr *TABU* bleiben, wenn uns nur der weitläufige *Rest* der Badeanstalt verblieb! Nahe dem Eingang waren die beiden großen Umkleidekabinen *für Knaben* und *für Mädchen*. Dort hatte auch der Bademeister seinen kleinen Privatraum.

Dieser Bademeister! Er war ein älterer Mann, immer in langer weißer Tuchhose und bei trockenem Wetter im weißen Turnhemd. Er hatte weiches braunes Haar und einen schön geschwungenen Schnurrbart mit aufwärts weisenden Spitzen. Eigentlich hieß er *SCHINDLER*, aber bei uns war er nur der *Schinus*. Von unendlicher Geduld, hatte er von uns Heranwachsenden viel einzustecken. Wir waren nicht etwa böse – aber *das Römische* (so der Kosenamen für das Bad) war u n s e r Bad, und ein Bade-Meister war eben gerade noch geduldet. Es gab nur einen schmalen Streifen Liegewiese. Der interessierte uns nicht, denn unser Element war das Wasser und zum Trocknen das Große und das Kleine *Dächle* – zwei mit Teerpappe belegte leicht abschüssige Dachflächen, die sehr heiß werden konnten. Dort ließ man sich zwischendurch *braten* (siehe Gerberschanze!).

Was aber das *Römus* so einmalig machte, waren verschiedene Dinge:

Durch die unmittelbare Nähe zum Hafen bekam man den ganzen Schiffsverkehr mit. Ob Motorschiff oder Schaufelraddampfer – jedes Schiff hatte seinen eigenen Wellenschweif, der nach einiger Zeit das *Römus* erreichte, die Doppelreihe der Wellenbrecher durchbrach, und an der schrägen Hauptmauer wie eine vorwärts zischende Wasserschlange entlang eilte. Dann sprang man auf und *köpfelte* in die Wellenberge, solange sie vorhielten. Meist war das der Auftakt für ein *Wasserfangis*, an dem alle mittun konnten, die mithalten konnten.

Es gab nämlich ein ungeschriebenes Leistungsgebot: man musste tauchen können, musste die Sprünge mit angezogenen Beinen oder auf dem Kopf beherrschen, musste die Verstecke im Pfahlgewirr oder am Sprungbrett kennen und zu nutzen wissen; man durfte sich nicht scheuen den *Schinus* zu provozieren, wenn die Schnelligkeit des Spiels es gebot und man musste ausdauernd sein... Dann konnte man auch als jüngerer Bursche mit der Anerkennung der Altmeister *LUGGI* oder *NEGUS* oder *HORST* rechnen, und wenn man auch nicht gerade eingeladen wurde mitzumachen, hatten sie doch nichts dagegen, wenn man es tat.

Im Erinnern klingt mir noch immer das Getrampel der nackten Füße im Ohr und das Ächzen der Holzkonstruktionen über die Zumutungen der jagenden und fliehenden *Wasserratten*...

Oh, glücklicher Sommer!

SCHIFFBAU

Zu irgend einer Zeit oder einem Zeitabschnitt steckt in jedem Jungen ein Ingenieur. Entweder, er hantiert mit Kran und Bausteinen oder er baut aus Klötzen einen Babylonischen Turm, um ihn alsbald wie ein *DEUS EX MACHINA* zu zerstören...

Oder: er befasst sich mit Schiffbau, wenn ihn seine Eltern, Onkel oder Tanten nicht ohnehin mit dem obligaten Segelschiff verwöhnt haben...

Mein erstes Schiff war die Hülle einer Zündholzschachtel, durch deren Oberteil ein Streichholz als Mast gesteckt war, an dem ein Stück Papier das windgebauchte Segel darstellte. Dieses Fahrzeug konnte man im kleinsten Bottich schwimmen lassen.

Vom Kindergarten brachte ich später ein gefaltetes Papierschiff heim, das sogar bemalt war. Welche Enttäuschung, als es im Wasser sofort kippte, lappig und unbrauchbar wurde, also keineswegs zum Prototyp einer Flottille taugte.

Wunderbarerweise gab es in Großvaters Reich, dem Schraubstock und der Hobelbank im *Speicher*, genug geeignete Holzstücke, die mit wenig Aufwand etwas Schiffsähnliches bekamen, so dass man sie zum *Schulbrunnen* mitnehmen und dort auf ihre Seetauglichkeit prüfen konnte. Dabei sammelte man allerlei Erfahrungen: Das Schiff machte in dem großen Sandsteintrog alles, nur nicht das, was man sich wünschte! Zuallererst fiel es um, sodann trieb es mit gewässertem Mast und nassen Segeln in die Brunnenmitte und blieb hartnäckig dort, als hätte es das größte Vergnügen daran, einen zu ärgern.

Später, als man – ein großes technisches Problem! - einen Blechkiel angebracht hatte, der das Kentern verhindern sollte, ging es, infolge des Übergewichts des Kiels, einfach unter...

Bis der erste Schiffsrumpf mit Stemm- und Hohleisen gehöhlt, überdeckt, mit einem Mast gekrönt und mit Segeln besetzt war – den Kiel nicht zu vergessen – war ich um Jahre älter. Der Holzverbrauch hatte Großvater manchen Seufzer abgerungen: „Wenn der Bub das Sach`net nachher gleich wieder wegschmeißen tät!“

Dabei war der Schiffbau im Kleinen harmlos gegen den Großversuch, ein schwimmendes Gefährt für uns selbst zu bauen...

Nach heftigen Sommergewittern schwemmte die Strömung im See oft Äste, Stämme oder auch Bretter an, die *die Bregenzerach* (wie der Fluss heute geschrieben wird) oder der Rhein(kanal) zum See transportiert hatten. Ein paar solcher Bretter und Stämme waren eines Tages bei der Schanze an Land getrieben worden. Ihr Anblick brachte uns auf die Idee, uns ihre Schwimmfähigkeit zunutze zu machen. Dass aus einigen Brettern kein Boot zu bauen wäre, war uns sofort klar. Aber – wie wär's mit einem Floß?

Einen Nachmittag lang überlegten wir (an Land!), wie das Floß aus dem gegebenen Material herzustellen wäre. Aber – wir hatten weder Schnur noch Leisten, weder Hammer noch Nägel, die uns der Lösung vielleicht hätten näher bringen können; und einen verkappten zukünftigen Ingenieur gab es wohl nicht unter uns..

So kamen wir nicht weiter, und begnügten uns schließlich damit, auf eines der Bretter mit dem Oberkörper zu liegen, mit den Armen zu rudern und mit den Füßen zu strampeln – eine neue Sportart (die auf der anderen Seite der Erde bereits praktiziert wurde...)

Zu unserer Bestürzung waren die Bretter anderntags verschwunden und wurden erst im Lauf des Tages in Frischmuths Garten gesichtet, wo sie in der Sonne trockneten...

KNABENFEUER

Jeder richtige Junge, der am See aufgewachsen ist, hat eine Zeit, in der ihn ein Feuerteufel regiert, der ihn zwingt, im Januar, wenn der Wasserstand niedrig ist am Ufer unterwegs zu sein, um trockenes Schwemmholz zu ergattern, zu schichten, und dann in Brand zu stecken. Zu der Zeit, von der hier erzählt wird, war es jedenfalls so... Als hätte eine unsichtbare Instanz das Zeichen zum Beginn eines magischen Rituals gegeben, so flammten in windgeschützten Mauerknicken oder Schanzenwinkeln diese *Knabenfeuer* auf, genährt und gehütet von uns späten Anhängern eines steinzeitlichen Feuerkults. Manchmal wurden die Flammen zum Nutzfeuer: wenn in der Glut Kartoffel gegart, oder Äpfel *am Spieß* gebraten wurden.

Aber im allgemeinen war ein solches Feuer Selbstzweck. Dem Seppi Tausend aber, der eine Zeitlang unser Klassenkamerad gewesen war und immer so gern gelacht hatte, wurde ein solches Strandfeuer zum Verhängnis. Es muss der Winter nach den Kriegsende gewesen sein (in diesen Erinnerungen habe ich den Krieg nur gestreift!). Die Insel war von fremden Soldaten besetzt. Wo vorher deutsche Kommandos erschallt waren, ertönten jetzt französische. Unter uns Buben kursierte hartnäckig das Gerücht, die deutschen Soldaten hätten noch vor ihrem Abzug eine Menge Waffen und Munition in den See geworfen. Das konnte wahr sein, trugen zu jener Zeit doch viele Buben (darunter auch ich) eine oder mehrere scharfe Patronen in der Hosentasche mit sich herum. So auch der Seppi Tausend. Er war auf der entgegengesetzten Seite der Insel beheimatet, daher brannte sein Winterfeuer unterhalb der Sternschanze.

Es war nie zu erfahren, wie es genau hergegangen war. Aber soviel stand außer Zweifel: Der Seppi hatte mit seinen Kameraden ein ansehnliches Feuer zustandegebracht, das am Fuß der hohen Mauer brannte. Die Buben hatten weder Apfel noch Kartoffel dabei, da kam einer auf die Idee, eine Patrone der Fundmunition, die sie tags zuvor im Schlick des bloßliegenden Uferstreifens gefunden hatten, ins Feuer zu werfen. Vielleicht ging sie los? Die Burschen waren vorsichtig genug, sich hinter einem Mauerknick zu verbergen. Als sie schon nicht mehr daran glaubten und eben ihre Deckung verlassen wollten, ertönte ein mächtiger Knall: die Patrone war explodiert.

Wie viele Patronen sie noch zur Explosion gebracht hatten, und ob sie alle unvorsichtig geworden waren oder nur der Seppi Tausend, das kam nie heraus.

Denn als das Unglück geschehen war, standen sie alle, die nachher vor der Polizei aussagen mussten, mehr oder weniger unter Schock.

Ich könnte mir denken, dass eine Patrone vielleicht länger brauchte, bis sie explodierte, so dass der ungeduldige Seppi glaubte, nachschauen zu müssen. Und als er sich dann ungedeckt dem Feuer näherte, ging das Ding in die Luft, und das Schrapnell suchte sich ausgerechnet den Seppi aus, den es tödlich traf.

Die Sache war damals in aller Munde; es gab eine öffentliche Warnung vor der gefährlichen *FUNDMUNITION* und dieses Wort hatte für uns von da an das Gewicht und die Bedeutung eines Menetekels.

Die letzte Geschichte zum Thema *Knabenfeuer* führt uns aus der Stadt, über den Bahndamm aufs feste Land. Vorbei am Aeschacher Bad, dem anderen Pfahlbau (dem letzten hier), gelangen wir zu hohen Hecken, die einen geheimnisvollen Park umschließen. Damals gab es hinter einer gestaffelten Kulisse herrlicher Bäume eine traurig-bleiche Villa, den neugierigen Blicken eher verborgen als preisgegeben.

Der Park hatte den gleichen klingenden Namen wie die hagere Dame, die die buchgesäumten, verschlungenen Pfade mit dem Mofa befuhr und so ihren Park inspizierte. Auf nicht mehr auszumachenden Umwegen war ich für kurze Zeit mit ihrem Enkel befreundet. Wie versuchten einmal, die riesigen Trauben, die an der Ziegelmauer des unteren Gartenhauses reiften, in einem Puppengeschirr zu kochen, um Wein zu erhalten – eine Methode, die nicht von Erfolg gekrönt war...

In der Voliere daneben stolzierten zwei Pfauen Rad schlagend auf und ab, als wären sie (im heutigen Jargon) Topmodels einer exklusiven Modenschau. Ich war von den herrlichen Vögeln fasziniert. Als sie jedoch den Fächer ihres Rads wieder zusammenlegten, waren sie nichts anderes, als etwas größere Hühnervögel. Und der Ton ihrer hässlichen Stimme ließ meine Bewunderung vollends verfliegen...

Wenn wir mit dem *ENKEL* auf den schmalen Wegen den Park durchstreiften, *da* einen Baum zu erklimmen versuchten, *dort* in das zelt-ähnliche Dickicht einer Thujagruppe eindringen, kam uns der Park unendlich groß vor. In einem abgelegenen Teil, der für uns höchstens wegen der Eicheln und Bucheckern interessant war, die man sammeln, abliefern und für die man sogar Geld bekommen konnte, standen außer der riesigen Buche und der mächtigen Eiche noch einige hohe Lärchen, deren Nadelbestand bereits spätherbstlich gefärbt war.

Wir hatten, alle zusammen feuersüchtig, ein Herbstfeuer entzündet, das vom kräftigen Drachenwind, den das Rheintal herüberschickte, in einen funkensprühenden Vulkan verwandelt wurde. Plötzlich fiel das Wort *RAKETE*. Wohl jeder von uns hatte schon ein *Seenachtsfest* miterlebt, bei dem am Hafen auf der Insel ein riesiges Feuerwerk abgebrannt wurde.

Eine Rakete? Undenkbar! So ein Ding war nicht für Kinder gemacht. Obwohl: waren wir zu jener Zeit mit unseren knapp 13 Jahren nicht bereits erwachsene Männer?!

Zu unser aller Überraschung sagte da der *ENKEL*, dass *irgendwo auf dem Dachboden* (der Villa) noch Raketen *herumfahren* müssten. War das ein Hallo!

Er wurde bedrängt. Er ging. Er suchte. Er kam wieder mit zwei unansehnlichen Pappwürsten (den Raketen), die jede an einem langen, dünnen Stab befestigt waren.

Unten lugte ein Stück Zündschnur hervor. Ob sie noch brauchbar waren?

Wie steckten den Stab der ersten Rakete in die Erde, und einer entzündete die Zündschnur mit einem Streichholz. Das Pulver begann zu sprühen, es spuckte und zischte. Aber die Rakete erhob sich nicht in die Luft: sie war zu kräftig in die Erde gesteckt worden und konnte sich nicht befreien. Was tun ?

Rudi hatte inzwischen seine Augen auf die Reise geschickt und unter einem Heckenbusch eine Flasche entdeckt. Diese wurde am Boden fixiert, dann stellte er die zweite Rakete mit dem Stab voran in die Halsöffnung (ein genialer Einfall!).

Der Enkel ließ es sich nicht nehmen, diesmal den Brandmeister zu spielen und die Zündschnur anzustecken. Die Rakete begann abermals Feuer zu speien. Mehrere Augenpaare beobachteten kritisch, was nun käme, und lauter Jubel brach los, als sich das *Ding* aus der Flasche befreite, mit Zischen und Sprühen aufstieg und zum leibhaftigen Himmelsgefährt wurde. Unsere Augen folgten der Bahn des Funkensprühers, die sich mit einem Mal der Lärche zuneigte. Es war, als zögen die farbflammenden Äste die flammende Rakete an. Jetzt hatte sie das Gezweig erreicht, verhängte sich dort oben und versprühte ihre Funkenladung geradewegs gegen die brandbereiten Nadeln. Ein Gefühl von Entsetzen, Ohnmacht und heißer Scham stieg in mir auf, als ich nun den Baum in Brand geraten und auflodernd wie eine Fackel die Nachbarbäume anstecken sah. Als nächstes war wohl der Park dran, und das Haus, die Villa konnte dann auch nicht mehr widerstehen... Und während ich mich selbst in Brand geraten fühlte, hob sich mein Blick, der einem inwendigen Katastrophen-Szenario zugewandt gewesen war, wieder hinauf, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie die letzten Funkensterne aus dem Raketenleib brachen und dann verlöschten. Baum, Park und Haus mussten nicht dran glauben. Nein – sie blieben verschont, und wir hatten wie man so zu sagen pflegt, *Glück gehabt*. Meine Phantasie hatte sich wieder einmal selbstständig gemacht... Dennoch war mir zumute, als hätte *EINER* mit bösen Buchstaben ein böses Wort an die Mauer meines Gewissens geschrieben, das Wort *BRANDSTIFTER*: Die Lust auf weitere Knabenfeuer war mir für etliche Zeit vergangen. Ich war ja nun auch auf der Höheren Schule, und andere Anforderungen und Interessen begannen, mein Leben zu regieren.

MAUERPFEFFER

Von den *Fischergässlern* war schon einmal die Rede. Wichtiger waren für mich aber die Burschen der *Stiftsplatz-Bande*. Der treibende Motor war Helmut, uns an Jahren um einiges voraus und mit der nötigen Zündkraft ausgestattet, seine Einfälle durchzuführen und uns mitzureißen...

Von Großvaters Tankstelle aus zog sich die Mauer des Stiftsgartens in Richtung Seebrücke hin. Dieser Mauerabschnitt war recht hoch und von der Straße her unbezwingbar. Zwischen den vier oder fünf großen Bäumen wuchs allerlei Strauchwerk. Beide – Mauer und Sträucher – boten einen ausgezeichneten Sichtschutz gegen die Straße.

In jenem Sommer war auf dem Stiftsplatz, Gottweißwoher, ein Virus eingeschleppt worden, der mit unglaublicher Virulenz auftrat und für ein oder zwei Wochen unser jugendliches Tun und Denken bestimmte.

Dieser Virus heiß *BLASROHR*.

Die sonst unbeachteten Holunderbüsche, die allenfalls ab und zu Pfropfen für Schilfpfeile lieferten, waren plötzlich beachtet und gesucht. Bestimmte, gut fingerdicke, gerade Äste waren begehrt und wurden herausgeschnitten. Sie hatten innen ein helles, filziges Mark, das mit einem geschälten Haselzweig herausgedrückt werden konnte, so dass ein sauberes Rohr entstand, das durch das Entfernen der grünsaftigen Rinde noch appetitlicher gemacht werden konnte.

Der Sommer hatte allerlei Wildfrüchte oder Beeren näher zur Reife geführt. Es gab also *Munition* gerade genug, um mit solchen scharfgeblasenen Geschossen unverhofft einen Kameraden zu attackieren oder, noch besser, bloße Mädchenbeine zu treffen.

Da hatte Helmut die glänzende Idee, die Stiftsgarten-Mauer als *Deckung* zu wählen und aus dem *Hinterhalt* heraus die Passanten in der Fischergasse aus unseren Blasrohren zu beschießen. Gesagt – getan! War das ein aufregendes Vergnügen, die verwunderten Leute zu beobachten, die sich nicht erklären konnten, was ihnen einen zwar geringen aber dennoch deutlich spürbaren Schmerz zugefügt hatte.

Die Sache wurde kitschiger und riskanter, als die *harmlosen* Knospen oder Früchte den reifen, ja überreifen Holunderbeeren weichen mussten, mit denen nun vor allem helle Damenblusen und – Kleider beschossen wurden. Empörung breitete sich auf der Straße aus, als mehrere Kleiderträgerinnen tiefblaue Flecken auf ihrer sauberen Sommergarderobe bemerkten. Da wir unsere Treffer *genießen* wollten, blieb es nicht aus, dass man von der Straße aus einen schwankenden Ast oder gar ein verschwindendes Bubengesicht erblickte und sich einen Reim daraus machte...

Unsere Aufmerksamkeit war gegen die Straße zu fixiert. So bemerkten wir erst spät einen wütenden Mann, der den Eingang zum Stiftsgarten gefunden hatte und sich nun, laut scheltend, näherte. Er schien entschlossen, einen Missetäter zu schnappen und zur Rechenschaft zu ziehen. Wir waren erschrocken, vor allem, weil wir uns hatten überrumpeln lassen. Aber wir waren gut zu Fuß. Der Garten war weitläufig und wir rannten in alle Richtungen davon.

Helmut aber, der kräftig genug war, schwang sich auf die Mauer, machte ein kurzes Drehmanöver und ließ sich hinab auf die Straße. Dort verschwand er, wohl in Richtung Kalkhütte, wo es Plätze gab, die sich ausgezeichnet als Verstecke eigneten. Mit diesem Erlebnis war zugleich der Scheitelpunkt der *Blasrohr-Infektion* erreicht und überschritten.

Die nächste *Mauerseuche* brach erst im darauffolgenden Winter aus.

Jenseits dieses Mauerabschnitts und des dazugehörigen Straßenstücks ragte jener Teil des Stadttheaters auf, der die Kirche in diesem komplexen einstigen Barfußerbau gewesen sein mochte und jetzt als Konzertsaal diente. Er hatte hohe Spitzbogenfenster mit zehntausend runden Butzenscheiben, und ich hatte seit meinen Kindertagen die wunderbarsten Musikberauschungen erlebt, wenn abends zur Einschlafzeit die Klangfetzen der Konzerte herüberwehten und meine frühen Träume färbten.

Nie hätte ich mir träumen lassen, dass ich später einmal dort drüben als *Umblattler* neben Pianistinnen und Cembalistinnen sitzen sollte, geschweige denn, als Konzertmeister des Schulorchesters ... lang ist's her...

Unter den Fenstern des Konzertsaals saßen in den mauertiefen Laibungen die erheblich kleineren Fenster des Stadtarchivs – auch sie mit bleiverglasten Butzenscheiben, allerdings geschützt durch ein einmaschiges Gitter und durch schwere Eisenstäbe, wie man sie vom Gefängnis kannte, das oben an den Stiftsgarten grenzte.

Es war Winter. Ich hatte die ersten Schi bekommen und übte das Fahren am *Anlagsbergle*, einem minimalen Hügel, der von einer der Schanzen am Stadteingang herabführte und sogar zwei *Sprungsschanzen* von jeweils einem halben Meter Höhe vorweisen konnte.

Die *Stiftsplatzbande* hatte sich wieder einmal in den Stiftsgarten vertrollt. Zwar hatte man sich der Mauer in der Fischergasse erinnert, aber jetzt war nicht *Blasrohrzeit!*

Wir hatten einen Schneemann gebaut. Dann kam eine Burg an die Reihe, die wir nach der Fertigstellung genussvoll zerstörten. Schließlich kam es zur Schneeballschlacht, bei der Helmut seine Überlegenheit ausspielen konnte, da ihm als dem Ältesten ja niemand das Wasser reichen konnte, anders als drüben hinter ihrem Haus. Da war sein älterer Bruder mit von der Partie gewesen. Der hatte Schneebälle geknetet, so groß wie zwei Tennisbälle zusammen, und hart! Ich weiß noch, wie wir ihn umstanden, während er eine dieser weißen Riesenkugeln sorgfältig knetete. Dann zeigte er hinunter in Richtung des Schulbrunnens, wo man, durch das lockere Gesträuch von Gösters Garten hindurch beim eisernen Tor ein paar Mädchen beim Schwatz stehen sehen konnte. Denen hatten wir über den Garten hinweg ein paar Schneebälle als *Grüße* schicken wollen. Sie kamen aber wegen der Sträucher nie an, was uns das spöttische Gelächter der *Weiber* eintrug. Manfred – so hieß Helmut's Bruder – hatte also auf die Mädchen gedeutet, gleichzeitig ausgeholt und mit unbändiger Kraft den Schneeball geschleudert. Nicht etwa wie zuvor wir – quer durch den Garten...

Er hatte sich zum Wurf zurückgebeugt, als wolle er das Zifferblatt einer Kirchturmuhre treffen.

Es gab hier keinen Kirchturm, nein! Aber zwischen uns und den Mädchen ragte in ganzer Fülle und riesiger Höhe der Mammutbaum auf, von dem ich an anderer Stelle berichtete. Zu dessen Gipfel hob sich der Schneeball, schien in dem Wipfel zu verschwinden, blieb ein paar Sekunden unsichtbar und explodierte dann mit einem Knall keine zwei Meter neben den erschrockenen Mädchen. Wir waren sprachlos.

Ein solcher Wurf!

Hier aber im Garten, war Helmut der Chef, und er rief uns jetzt hinunter zur Mauer an der Straße. Die ersten Schneebälle galten ein paar Burschen, die, nicht faul, *das Feuer erwiderten*. Das war ein Vergnügen! Weil aber Helmut's *Munition* besonders hart geknetet und besonders *scharf geschossen* war, verzogen sich die Kerle wie geprügelte Hunde, gewissermaßen mit eingekniffenen Schwänzen. Radfahrer und winterlich eingehüllte Erwachsene zogen vorbei und erzwangen eine *Feuerpause*. Dann zerplatzte der erste Schneeball an der Wand zwischen zwei Fenstern.

Er ließ einen Teil seiner Substanz an der Mauer zurück und die nachfolgenden Würfe taten es ihm nach. Ein Muster war gerade im Entstehen, als plötzlich ein Geräusch vernehmbar war, das uns zusammenzucken ließ: ein fehlgegangener Schneeball hatte das Schutzgitter vor den Butzenscheiben durchschlagen und die dahinter befindliche runde Scheibe zertrümmert.

Nach einem Augenblick der Ratlosigkeit zeigte sich Helmut als Herr der Lage: er warf nun in voller Absicht und mit dem erwünschten Erfolg die nächste Scheibe ein. Nach diesem Signal gab es kein Halten mehr. Ein wahres Trommelfeuer wurde auf das Fenster eröffnet, Butzenscheibe auf Butzenscheibe wurde zerstört, ein Taumel hatte uns erfasst, der uns zwang zu werfen und zu jubeln. Erst als ein kleiner, verzweifelt wirkender Mann in die Schussbahn lief und uns beschwor, mit dem Unfug aufzuhören, weil in seinem Archiv doch alte, kostbare Bücher seien, die durch die Nässe Schaden nähmen, hatte der Spuk ein Ende.

Die Erschütterung des kleinen Mannes war so echt und überzeugend, dass wir, wie aus einem bösen Traum geweckt, unsere restliche *Munition* durch Fußtritte zerstörten und den Stiftsgarten beschämt und kleinlaut räumten.

Als ich zwei Tage später aus der Schule kam, war mein gewohnter Platz am Mittagstisch ungedeckt. Stattdessen lag dort ein geöffneter Briefumschlag, auf dem mit großen Lettern das Wort *POLIZEI* prangte. Der Umschlag war an mich adressiert. Als ich das bemerkte, und den Blick meiner Mutter wie ein bis dahin fremdes Folterwerkzeug auf mich gerichtet verspürte, errötete ich bis in die Haarwurzeln.

Es folgte eine Beichte meinerseits ohne Aussicht auf eine Absolution ihrerseits. Ich hatte eine schwere Strafpredigt erwartet. Aber ihr Kommentar bestand nur aus einem einzigen Wort, das ich bis heute nicht vergessen habe: *SAUBER!*, sagte sie, und dann noch einmal: *Sauber!*

Meinen leergebliebenen Platz am Tisch kommentierte sie nicht, und auch ich war damit einverstanden, dass Buße sein musste.

Am Nachmittag stellte sich heraus, dass jeder von uns *Scheibenschützen* einen derartigen Umschlag zuhause vorgefunden hatte – jeder mit anderem Kommentar, anderer Konsequenz... Wir machten aus, wieviel Glasscheiben jeder *zugeben* würde, und es kam heraus, dass Helmut, der mit der Sache begonnen und zweifellos die meisten geliefert hatte, *e i n e* zugeben wollte, während der älteste Malersohn, Hansl, der rein zufällig aufgetaucht war und mitgemacht hatte, die sechs, die er auf dem Gewissen hatte aus Ehrlichkeit angeben würde. Die Vorladung bei der Polizei verlief sachlich. Das Ergebnis war verwunderlich: Wir Schützen hatten zusammen nur sechzehn Scheiben kaputtgeschossen, während in dem Archiv-Fenster zweiundsechzig Butzen hin und kaputt waren. Ja – das soll einer verstehen!

Nach einigen Tagen bekamen die Eltern abermals ein offizielles Schreiben, diesmal von der Stadt Lindau: sie hätten für die von ihren Sprösslingen zerstörten Butzenscheiben im zweiten Fenster des Stadtarchivs in der Fischergasse soundsoviel Mark zu bezahlen.

Es wurden riesige Summen genannt - für die damalige Zeit und für das Haushaltsbudget: riesige Summen. Als Mutter sah, wieviel sie ihr *sauberer Sprössling* kostete, sprangen ihr die Tränen aus den Augen, und sie wehrte ihnen nicht.
Ich aber nahm mir vor, sie nie mehr zu kränken. Nie mehr!

NADEL UND FADEN

Sollte ich mir ein Bild von Mutter machen in jener Zeit, so sähe ich sie im Wohnzimmer am Tisch sitzen, unter der hängenden Lampe, vor sich das riesige *Schneiderbrett* aus weichem, leichtem Holz, das kreuz und quer überzogen war von hundertausend Vertiefungen, die von dem scharfgezähnten *Rädler* stammten, mit dem Mutter die Schnittmuster für ihre Schneidertätigkeit durchdrückte.

Sie säße da mit geöffnetem Nadelbüchlein, in dem ich die eleganten Seidennadeln mit dem feinen Öhr leicht unterscheiden könnte von den plumpen Wollnadeln mit dem groben Öhr, die höchstens zum Stopfen von Socken taugten. - Sie hätte vor sich eine diffizile Arbeit, die Seidennadel soeben aus dem Stoff gezogen, am vierten, dem *Ringfinger*, den unvermeidlichen Fingerhut. Ihr Blick wäre konzentriert und kritisch auf die unfertige Stelle gerichtet, an der sie gerade nähte.

Im Hintergrund wäre die *SINGER*-Nähmaschine sichtbar, das treue Stück, das gewiss schon vor meiner Geburt da und in täglichem Gebrauch war. Sie stünde da, geöffnet und arbeitsbereit, mitsamt Pedal und Schwungrad und dem runden Lederriemen der Transmission, der die Drehbewegung von unten nach oben übertrug, wo das kleine glatt polierte Schwungrad während des Nähvorgangs in vielfacher Geschwindigkeit seinem Drehvergnügen nachkam, bis Mutter, falls nötig, mit ihrer rechten Hand die Rennstrecke ausbremste: ein anschauliches Beispiel für den Vorgang einer *Handbremsung*...

Wie oft habe ich sie beim Nähen an der Maschine beobachtet! Wie habe ich sie geplagt, mich auch einmal nähen zu lassen! Wie stolz war ich, als meine Beine lang genug waren, um das Pedal zu treten und Mutter die Erlaubnis gab, die ersten Nähversuche zu starten, die etwas später zur erfolgreichen Herstellung eines Gebildes führten, in dem man mit etwas gutem Willen eine Art Puppenhose erkennen konnte...

Hier würde ich aus der Erinnerung aussteigen, um mit einem Lächeln an das eigene Staunen zu denken, als ich zwei Jahrzehnte später zum erstenmal Cembalostücke von *BACH* hörte, die in mir augenblicklich eine Verbindung zu Mutter an der Nähmaschine herstellten: auch sie hatte lange Sechzehntel-Passagen *spielend bewältigt!* Und hatte die Maschine nicht jedes Mal geschnurrt, wie eine metallene Katze, der wohl ist?

Meine Erinnerung wäre aber noch nicht zu Ende, denn mir fiel wieder ein, dass Mutter ja nur für *weibliche Kundschaft* genäht hatte. Das war jedes Mal deutlich zu riechen, wenn ich wieder ins Zimmer durfte, nachdem die Blusen zugeknöpft waren und nur noch über Termine für die erste Anprobe gesprochen wurde...

Wie musste es erst bei den beiden alten *Fräulein Pfeiffer* duften, die etliche Häuser weiter stadtauswärts als Schneiderinnen hausten und, da sie ja zu zweit waren, jedenfalls auch zweimal soviel (Damen-)Kundschaft hatten.

Für Herrenkleidung war Meister Wiedenhorn zuständig, der im engen *KICKENGÄSSLE* zu finden war.

Nach dem Krieg, als alles *Mangelware* hieß, was inzwischen längst *Überfluss* heißen müsste, kamen für kurze Zeit Stoffe auf den Markt, über die sogar die Witzzeichner ihre Späße machten. Doch davon später.

Mutter hatte ein Stück Stoff ergattert, aus dem ihr Bub eine Hose bekommen sollte; eine lange Hose! Da sie sich selbst diese Arbeit nicht zutraute, ging sie zum *alten Wiedenhorn*. Der war ein kleiner, agiler Mann mit einer beachtlichen Nase, einem schütterten Bart und lebendigen Augen hinter den runden Brillengläsern.

Er begutachtete den *jungen Mann*, der eine lange Hose bekommen würde, obwohl er eigentlich eher noch ein Knabe war. Er untersuchte die Stoffqualität mit kritischem Blick, hörte sich die Wünsche der Mutter an und nahm dann Maß mit dem gelben Bändel, den der allseits hochangesehene Schreiner Geiger später verächtlich als *Weibermaßstab* disqualifizierte.

Nach der ersten Anprobe war das neue Kleidungsstück zu gegebener Zeit fertig, und ich trug es stolz und nicht wenig eitel durch die Sonne: die erste lange Hose! Mit Stulpen! Es hätte nicht regen dürfen!

Auf den Witzzeichnungen, an die ich mich plötzlich erinnerte, sprossen nach einem Regenguss bei etlichen gutgekleideten Leuten Blätter und Zweige aus Jacken und Hosen, und ein *Harmloser* fragte scheinheilig: „Wie trägt sich der neue Stoff?“ -

Blätter und Zweige... Na ja... Mein Qualitätsstoff reagierte nicht so poetisch auf Nässe: denn meine Hosenbeine wurden zu Ofenrohren!

INSEL-REISE

Kannte uns der Sommer als nassen, zappelnden Fisch mit vom ewigen Tauchen geröteten Augen und immerbewegten Flossen *oder* als gummihäutigen Frosch, ewig im Zweifel, ob er im Wasser oder auf dem Land leben wollte, so wurden wir an den milden Wintertagen, die der Januar manchmal für uns bereithielt, zu Strandläufern, die in den freigelegten Uferstreifen nach erhofften Schätzen suchten, die der Sommer dort angehäuft, dann aber vergessen haben könnte: Schnecken- und Muschelschalen, kurios geformte Hölzer, blaue und grüne Glasscherben mit abgeschliffenen Rändern, die früher einmal Flaschen gewesen sein konnten.

Der niedrige Wasserstand bot die einmalige Gelegenheit für eine *Große Inselreise*, bei der es galt, die Insel, soweit es ging, in größtmöglicher Wassernähe zu umrunden, ohne den Seewasserspiegel zu berühren oder den Inselboden zu betreten.

War das überhaupt möglich?

Es gab da unscheinbare Vorsprünge, Balkenstummel, Mauerhaken, feste und bewegliche Eisenringe, dünne Abflussrohre, in denen Spatzen nisteten, alte Schnüre und anderes mehr. War auf der *Reise* ein Weiterkommen nicht möglich, so wurden Ausnahmeregeln vereinbart. Bei manchen Badehütten gab es sorgfältig getarnte Scheinkonstruktionen, deren Vorhandensein nur die *Insider* kannten, die sie in unschuldigem Egoismus den anderen vorenthielten. Sie selbst aber überwandten auf diese Weise die Badehüttenhindernisse mit der Wendigkeit eines Otters.

Die Fama von einer geglückten Totalumrundung der Insel hielt sich damals hartnäckig. Einer habe es geschafft!? Pah! Das kann jeder sagen! Wer war dabei? Wer kann`s bezeugen? AUF EHR UND SELIGKEIT? Niemand? - Seht ihr`s? Ich hab`s doch gleich gesagt! Wer wird schon an Märchen glauben!

ALS NACHWORT

Es geht auf Pfingsten zu. Die Stadt ist voll Menschen. Die Saison hat begonnen. Die Leute drängen sich auf den Straßen, ballen sich auf den Plätzen, verstopfen die Gassen; denn unsere Stadt ist eine *PERLE DES FREMDENVERKEHRS!* Viele von ihnen bleiben nur für ein paar Stunden. Das sind die *Eintagsfliegen*, die aus den Bussen quellen. Sie sind leicht als Fremde zu erkennen, denn sie scharen sich herdenartig um eine Art Leittier. Viele haben Fotoapparate umgehängt, in die sie alles hineinsammeln, was es auf Postkarten schon viel schöner gibt. Manchmal lässt sich ein Pulk von Fremden für eine halbe Stunde an kleinen Tischen nieder, die auf der Straße stehen und derlei Gäste erwarten. Danach kehren sie zu ihren Bussen zurück, steigen ein und fahren davon.

Wenn ich mit meinem Stock unterwegs bin und meinen verordneten täglichen Spaziergang mache, kann es sein, dass ich angesprochen werde mit einem Satz, der so beginnt: "*ENTSCHULDIGEN SIE; ICH BIN FREMD HIER; KÖNNTEN SIE MIR SAGEN; WO ICH...?*"

Der Frager braucht sich nicht zu entschuldigen. Er hat sich an den Richtigen gewandt: Ich bin nicht fremd hier. Ich kenne die Steine, und die Steine kennen mich, denn ich bin hier geboren und groß geworden. Ich werde ihm Auskunft geben...

Aber wie konnte der Frager wissen, dass ich von hier bin? Sieht ein Lindauer anders aus? Ich setze meinen Gang fort. Fremde Gesichter kommen mir entgegen. Sie gehen durch mich hindurch, werden vergessen...

Nur selten begegne ich einem Einheimischen. Selbst dann ist es fraglich, ob er *echt* ist und weiß, wovon ich rede, wenn ich sage *Gerberschanze* oder *Stiftsplatz* oder *Brettermarkt*...

So vieles hat sich verändert seit damals, und manchmal wäre ich froh, ich könnte plaudern mit einem *richtigen Lindauer*, der beim Gang zur Gerberschanze (wie ich) ein bisschen Heimweh hätte nach dem Gestank aus der Gerberei oder enttäuscht feststellte, dass die Mauer der Schanze jetzt nicht mehr so himmelhoch ist, wie sie damals war. Ich würde mit ihm ein paar der bekannten Stellen aufsuchen wie ein Hund die markierten Plätze, die ihm *etwas sagen*. Vielleicht säßen wir nebeneinander auf einer der sauberen roten Bänke an der Stelle, wo früher drei Tonnen Kies und nicht weniger Sand der Firma Götzger lagerten. Beim Weiterschlendern entlang des Weges am Wasser (den es damals noch nicht gab), kämen wir zu der Stelle, wo Schienen ins Tiefe führen. *HIER WAR DIE WERFT*, würde einer von uns sagen und wir würden versuchen, uns einen Dampfer vorzustellen, aufs Trockene gezogen, herein in die riesige Halle aus Holz, die verschwunden ist wie der Pfahlbau des alten Römerbads, nicht weit von hier...

Unsere Wege würden sich hier trennen: er ginge hinüber zur Hafepromenade, ich ließe mich treiben mit dem Strom der Touristen, ein Anonymer unter Anonymen, ein Fremder unter Fremden. Erst vor dem Haus am Theater verhielte ich den Schritt, lehnte mich an die Mauer und betrachtete lange *Großvaters Haus*, meine Heimat...

Auch heute stehe ich wieder hier, schauend und schweigend. Wieder flutet der Menschenstrom vorüber, Gesicht neben Gesicht, fremd, fremd...

Eine Gestalt fällt mir auf, kommt langsam auf mich zu – ein Mann, mir nicht unähnlich. Eine dunkle Brille verbirgt seine Augen. Jetzt hat er mich erreicht, bleibt neben mir stehen, wendet sich dem Haus zu, schweigt. Ich betrachte ihn unauffällig von der Seite: er könnte meines Alters sein.

KAHL! Sagt eine Stimme. *NACKT UND KAHL!*

Das muss *er* gewesen sein; der Klang dieser Stimme ist mir bekannt, es ist unser Idiom...

Wovon spricht er? Von Großvaters Haus? Ja, doch! Denn jetzt fährt er fort:

KEINE GERANIEN AN DEN FENSTERN! DER WILDE WEIN FEHLT UND DAS GEISSBLATT. UM DIESE ZEIT STANDEN DOCH IMMER DIE AMARYLLEN AUF DER ALTANE, IN DEN GROSSEN KÜBELN!

Ich bin erstaunt über seine Kenntnisse, will ihn zur Rede stellen.

Da sagt er:

DIE FARBE IST FALSCH! DIE LÄDEN SIND NEU, ABER DIE FARBE IST FALSCH! Ich schaue hinüber. Er hat recht. Aber er ist noch nicht fertig.

MAN KANN HIER VORBEIKOMMEN, WANN MAN WILL – DER KASTEN SCHLÄFT: KAHL, NACKT, TOT.

Na, denke ich, der traut sich was! - Obwohl er recht hat. Jetzt dringt deutlich das Plätschern des nahen Brunnens herüber. Es scheint ihn anzuziehen, er wendet sich nach links. Etwas Unerklärliches zwingt mich ihm zu folgen. Der Andere zeigt über die Straße. *DA WAR DIE LANGE MAUER*, kommentiert er. *SIE WAR ROT. EINE ROTE MAUER IN DIESER STADT!*- *FORT, FORT, WIE DIE VILLA, DAS SCHÖNE HAUS! DAFÜR DAS HIER...*

Er meint den Neubau, der sich hier plustert wie ein verliebter Taubenmann...

Wir haben die Biegung erreicht. Dort ist der Brunnen. Zwei Messingrohre speien klares Wasser in den Sandsteintrog. Dahinter beginnt die Linggstraße. Mein Begleiter ist stehen geblieben, während ich langsam weiterschlenkere. Mich beschäftigt die Frage, woher er weiß, dass...

DA WAR DOCH DIE FAHRRADHANDLUNG, höre ich ihn sagen, *UND DANEBEN HAUSTE WILLIAM, DER DICHTER! DANN KAM OBER, DER SCHUSTER, DANN BÖCKS“BROTNIEDERLAGE“...*

Er weiß alles! Ich fahre herum.

Fort! Sogar die Straße ist leer -

HABEN SIE EINEN MANN MIT DUNKLER BRILLE GERADE VON HIER WEGGEHEN SEHEN?

DER ALTE MANN ERINNERT SICH

Und manchmal bin ich wieder der gebräunte Junge
der durch die Glut der Sonnenplätze fegte,
im Wasser lebte, sich auf heiße Mauern legte
- denn jeder Sommer währte damals Jahre -
Inzwischen alt und auf dem Weg ins Dunkel
such meine Orientierung ich im Weingefunkel,
dem liebsten Bad für meine schwere Zunge.

Akkorde, ferne Klänge, streifen das Erinnern,
die ich als Knabe, ohne sie zu kennen, hörte-
es gab ja nichts, was dieses frühe Staunen störte:
die Urbegegnung mit dem NUMINOSEN.
Das war Musik, war Schönheit tiefgefühlter Farben,
wie sie an manchen Abendhorizonten starben-
noch trag ich die geheime Harmonie im Innern.

Da ist der Laut von Blättern und von kleinen Wellen,
der stundenlang an die bereiten Sinne klopfte
und wie das Licht durch die geschlossnen Lider tropfte
als müsste Glück auf ewig glücklich machen.
Ich spür ein Echo davon mich noch heut erfüllen,
dem es gelingt, den Sturz der Zeit zu stillen
und die Magie der Glückesdauer herzustellen.

EINMAL, ICH WEISS ES NOCH

Ich will die Kindheit nochmal buchstabieren,
die Zeit, bevor ich in die Schule kam:
Manchmal ließ ich mich von der Mutter führen,
dann aber war ich wieder gar nicht zahm.
Die Sonne schien ganz sicher mehr als heute,
und wenn der Regen fiel, dann war er warm.
Oft grüßten auf der Straße freundlich Leute,
sie waren fremd und gingen Arm in Arm.

Die lange Mauer, Rot in Rot gestrichen-
sie war das Schönste, das ich jemals sah.
Inzwischen ist die Farbe ausgebleichen,
doch von dem Zauber ist noch etwas da.
Da war der See, die Angler, die da fischten-
sie hatten Brot und Wurm und Silk und Kiel:
es war ein Fest wenn sie etwas erwischten-
meist war es Kleinzeug, und das taugt nicht viel.

Man konnte stundenlang ins Wasser starren:
die Barsche standen schwarzgestreift am Pfahl
vom Hafen hörte man die Boote knarren
und kleine Taucher gab es ohne Zahl.
Auf der Altane war ich ebenfalls beschäftigt-
da war ein Schemel, Hammer, Nägel, Holz.
Großvater sagte zwinkernd: „Arbeit kräftigt!“
ich aber nagelte und war sehr stolz.

Einmal, ich weiß noch, als ich wieder klopfte,
kam plötzlich alles staunend angerannt.
Großvater, dem die Nase tropfte,
sprach: „Schaut, der Bub schafft mit der linken Hand!“
Der Herbst war schön: der Hof lag voller Blätter.
Ich stampfte wie ein König voller Zorn.
Zur gleichen Zeit war manchmal trübes Wetter,
dann tutete vom See das Nebelhorn.

Der Winter brachte damals Schnee und Sonne,
ich fror an Ohr und Nase jämmerlich.
Der Willi hatte Schi – ich war noch ohne,
doch einen Schlitten – ja den hatte ich.
Im Frühjahr fiel ein Zahn mir in die Hände,
man konnte drunter schon den neuen sehn.
Da war die unbeschwerte Zeit zu Ende,
es hieß: „Der Bub muss jetzt zur Schule gehn.“

Die Aura jener Zeit ist nicht vergangen-
sie ruht gleich einem schönen Bild in mir.
Mit dem Erinnern hab ich (eben) angefangen
und bin im Geiste dort, im Leibe hier.

NOSTALGISCH BESETZTER L E B E N S L A U F

Als Mädchen noch hat sie ihr Herz verloren
an einen fernerhin vergessnen Mann.
Im späten Herbst darauf bin ich geboren
und kam im goldenen Oktober an.
Sie knüpfte keine engen Liebesbande
zu i h m, der Vater ihres Kindes war:
noch ungeboren, war ich ihre Schande
jetzt trug sie lächelnd aufrecht Kopf und Haar.

Die meisten Leute sagten ihr, sie habe
an mir das allerschönste blonde Kind.
Ich wuchs heran, und „Welch ein hübscher Knabe!“
rief jeder – wie die Leute eben sind.
Ein Schulkind ist aus mir hernach geworden
recht musikalisch, flink, ich spielte Ball.
Ich las von tapfren Indianerhorden,
ertrug wie sie gelassen jede Qual.

Die Juniabende! Die Knabenspiele!
Der Sommerregen, der Geruch von Staub!
Ich schoss mit Pfeilen und ich traf die Ziele
und liebte das Geräusch von trockenem Laub.
Ich war ein Läufer und nicht einzuholen.
Mit einem Mädchen saß ich hoch im Baum.
Beim Baden sah ich ihre nackten Sohlen,
in ihren Achselschatten dunklen Flaum.

Ich hab sie in der Phantasie besessen
und sah mich schon erwachsen und als Mann.
Doch ihren Namen habe ich vergessen
und lachte später eine andre an.
Die war mein Glück und eine Frau fürs Leben.
Vier Kinder brachte sie mir auf die Welt.
Demnächst wird es den fünften Enkel geben -
Ich weiß wie der Gedanke daran ihr gefällt...

Die Mutter (siehe oben) starb vor Jahren,
und nicht mehr lang, dann bin ich selber dran.
Ich meine, dass es schöne Jahre waren -
ein Leben endet, eines fängt erst an.
Das klingt, als ob ich nur den Wechsel preise.
Für mich ist Leben Suche nach dem Sinn.
Jetzt bin ich alt und immer noch nicht weise,
doch voller Dank, dass ich am Leben bin.

HULDIGUNG FÜR HILDE

Wer derzeit DEIN gedenkt, denkt an die Abendstunde,
die DIR gewidmet war, der großen Frau -
und er erinnert sich – längst Fama – an die Kunde
von DEINEM Ruhm durch Kunst und Aura noch genau.
DEIN Name auf Programm, Plakat und Wänden
war selbst Musik, war klassisch u n d modern.
Man scheute sich vor flachen Komplimenten,
doch in DEIN helles Auge sah man gern.

DU warst am Flügel eine Lichterscheinung:
DEIN goldner Schopf, der Robe Eleganz!
DEIN Spiel – das war die allgemeine Meinung -
war voller Kraft, voll Farbe und Brillanz.
Mit DEINEM Können riefst und banntest DU die Geister,
von ihrer keinem sprachst DU je gering -
das hattest DU von DEINEM hochverehrten Meister,
der DICH zur Künstlerin geprägt: von GIESEKING.

Ich durfte früher manchmal für DICH blättern
– Bartók vielleicht, Allegro Barbaro -
dann fühlte ich die Pulse heimlich in mir klettern
und war, wenn es vorüber, schrecklich froh.
Auch war ich Zeuge, wie DU glitzernde Akkorde
ins Publikum geschleudert: alles gabst DU hin
in einem Furor jenseits aller Worte
Ekstase, doch vermählt mit Disziplin.

Nun DIR zu Ehren dieser Abend, diese Stunde.
Was Freund und Schüler hieß, das kam herbei.
DU aber warst das Zentrum dieser seltenen Runde -
„MUSIK FÜR HILDE“ - das war neu.
Wer sich, zu DEINEM Fest geladen, hat entschuldigt
dem hat das Jahr das Kostbarste verwehrt.
Du warst die Fürstin, der die Menge huldigt -
geschätzt, geliebt, geachtet und verehrt

Nimm diese Zeilen als ein spätes Dankeszeugnis,
nicht als ein fehlgeratenes Gedicht!
War, vor Jahrzehnten schon, DEIN Spiel für mich Ereignis -
das Kunstwerk warst DU SELBST im Rampenlicht.

Am 28. Mai 2000 für H.F., die am beschriebenen Abend, krebskrank, wie sie und das
„Publikum“ wusste, das Konzert als öffentliche Huldigung bewegt aber gefasst entgegennahm.
Sie starb knapp zwei Monate später.

GEDENKBLATT FÜR W. B.

14. XII. 98

Wenn draußen Sterne steigen oder sinken
und wenn im Glas der Wein zur Neige geht,
entschlag ich mich, den roten Rest zu trinken,
weil plötzlich lang Vergessnes vor dem Auge steht:
Dann seh ich etliche skurrile Leute,
die, schien es, ewig lebten hier am Ort.
Es gab sie jahrelang! Nicht so wie heute -
heut taucht man auf, schon morgen zieht man fort.

Da war ein Alter – langes Haar und hager,
doch sauber und gebügelt war sein Hemd -
den satten Spießern galt er als Versager,
sein Müßiggängertum war ihnen fremd.
Man fand auf Straßen ihn und Plätzen,
ein komisch – Heiliger in unsrer Stadt,
doch eine Handvoll schien ihn hoch zu schätzen,
sie sagten: Weil er etwas an sich hat.

Sprach er, so waren`s Worte, welche blühten,
sogar in Prosa klang es wie Gedicht!
Die Zeitung druckte Verse, welche blühten -
so damals. Heute druckt man Verse nicht.
Wenn man ihn fragte, was ihn inspirierte,
war seine Antwort: NACHT, MELANCHOLIE
und die EROTIK (welche ihn regierte -
mit fremden Frauen war er ein Genie).

Er wurde alt. Manch einer sah ihn schwanken,
wenn er, gebeugten Haupts, im Mantel schritt.
Er schien bedrängt von nächtlichen Gedanken,
denn seine Miene sagte, dass er litt.
Was ihn noch manchmal hell und heiter machte,
weiß man nach all den Jahren nicht genau:
War es das Dichter – Werk, das er vollbrachte?
War es die Liebe nicht nur einer Frau?

Dann, gleichsam über Nacht, war er verschwunden.
Nie mehr die lange, hagere Gestalt!
Ein Mantel wie der seine ward gefunden,
verflickt, doch sauber, ungeheuer alt.
Die ihn vermissten, waren meistens Frauen
(sein Gang, sein Wort, sein überlanges Haar).
Doch wir vergaßen, nach ihm auszuschauen,
weil er für immer fortgegangen war.

